P.o.germ.
2059
2

P.o. germ. 2059 (2

EX LIBRIS

ERWIN BINDEWALD

BIBLIOTHEK AUF SCHLOSS SÖDER

790

1782
14 Bale

<36632734200017

<36632734200017

Bayer. Staatsbibliothek

[Arnold, Ignaz Ferdinand Cajetan]

Die

Giftmischerin

oder

die Geheimnisse des Grabes.

Vom

Verfasser des Romans:

Ritter Golo der Grausame, oder die Büßende in der Felsengruft.

Zweiter Theil.

Quedlinburg und Leipzig, 1822,

bei Gottfried Basse.

A 172d 134

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die

Giftmischerin

oder

die Geheimnisse des Grabes.

Zweiter Theil.

Bayerische Staatsbibliothek München

Sechste Scene.

Hochzeit und Vergiftung.

Nicht so fröhlich, wie die Bräute, welche die Welt im verschönten Lichte schauen; welchen das Herz vor Freude lacht, daß sie den Jüngling gefunden haben, von dem sie mit süßer, hingebender Liebe nur eine ununterbrochene Wonne im Leben erwarten, war Josephine. Trübe, drohende Wolken zogen an dem Himmel ihrer Zukunft herauf, immer dunkler wurde es in ihrem In=

nern und fast verbergen konnte sie den geheimen Gram nicht mehr, der sie an eine That erinnerte, die ihr, je länger sie darüber nachdachte, unverantwortlich erschien. Jetzt erst leuchtete ihr im klaren, hellen Lichte die tadellose Weise in die Seele, wie sie eigentlich, bei dem Antrage des Majors, hätte handeln müssen, um ihre Ruhe zu sichern, eine Tugend zu behaupten, die über jeden Vorwurf und Tadel erhaben ist. Dem Worte, zu dem sie aufgefordert wurde, hätte sie widersprechen, das Geschenk, was er ihr bot, zurückweisen müssen. Sie sah sich in ein Netz verschlungen, aus dem sie nicht herausfinden konnte. Das Peinigendste bei der ganzen Sache war, daß sie die Last ihrer Unüberlegtheit allein tragen mußte, daß sie keinem die

Schuld ihres vermeinten Unrechts zuwälzen konnte. Die Antwort, den Bescheid, den ihr der Vater geben würde, wenn sie ihm sagte, daß sie sich in der Wahl eines Gatten thöricht habe übereilen lassen, wußte sie im voraus, auch ahnete sie die Urtheile der Welt, die über ihren Wankelmuth ergehen würde. In stummem Schmerze brütete sie eine Weile hin, genoß mit Widerwillen zerstreuende Vergnügungen, that sich in des Majors Nähe Gewalt an, bis das verhaltene Gefühl endlich zum Ausbruch kam.

Keinem Menschen konnte sie ihren Kummer klagen, von Niemand Trost erwarten. Hatte sie sich die Pein doch selbst bereitet, die ihr Herz zerriß. An

einem Abend, wo der Major in Vevée erwartet wurde, erreichte ihre schwermuthsvolle Reue den höchsten Grad. Sie war in zweifelhafter Angst, ob sie ihrem Geliebten das Geständniß ablegen sollte, daß sie mit ihm nie glücklich seyn werde, oder ob sie schweigend ihre Bürde forttrug, bis der Tod sie davon befreite. Das Leben, in dem sie den jungen Lebrüne aufgegeben hatte; wurde ihr immer finsterer und gleichgültiger. Den Major konnte sie nicht, als die Ursache geheimer Schmerzen, hassen, er betheuerte ihr seine Liebe und war zärtlicher gegen sie, als der treue, offene Carl. Sie eilte zu dem Grabe ihrer Mutter hin und sank, also denkend und betend, auf ihre Knie nieder: „Verklärter Geist, rathe Du meinem Geiste, was

Recht ist, tröste Du mein Herz, an dem es schmerzvoll nagt, ich stehe an einem Scheidewege und bin ungewiß, ob ich zur Rechten oder zur Linken gehen soll. Hier ruft die Pflicht und dort die Liebe; welcher Stimme soll ich folgen? Kann ich ohne Verletzung meines Gewissens ein Versprechen brechen? Werde ich mit der Uebertretung des Gebots der Treue das Ziel erreichen, nach dem mich Alles hinzieht, nach welchem ich mich verlangend hinsehne? Wird mich Carl nicht von sich weisen, wenn ich, mit einer schweren Schuld belastet, mich ihm nahe? Ach, beantworte diese Fragen, gieb mir einen Bescheid, der mich gegen Reue sicher stellt! Ach, daß Du mir genommen bist! Daß ich mit Dir die Führerin auf meiner Bahn ver-

loren habe!" Sie sagte laut: „Ach, wie unglücklich ist ein Kind, das seine Mutter verlor, diesen Verlust ersetzt ihm keine Welt!"

Als sie das letzte Wort gesprochen hatte, überfiel sie ein heftiger Schreck, indem sie sich auf dem Kopfe von einer Hand berührt fühlte. Sie blickte sich um und — der Major stand vor ihr. Sie starrte ihn mit großen Augen an, wie eine unwillkommne Erscheinung, die unsere Gefühle plötzlich unterbricht, welche wir gern noch länger unterhalten hätten. Kein Wort konnte sie reden. Auf der einen Seite das Grab ihrer Mutter, auf der andern der Jüngling, den sie als den Störer ihres Glücks, als den Feind ihrer Neigung gegen Carl betrachtete, dies erzeugte

in ihrer Seele eine Verwirrung, aus der sie sich nicht heraussinden konnte.

„Nein, meine Josephine," sagte der Major mit sanfter, weicher Stimme, „so unglücklich, als Du's zu seyn wähnst, da Du keine Mutter mehr hast, bist Du nicht. Könnte ich Dir den Verlust auch in der fernsten Ferne nicht ersetzen? Wird sich Dein Herz nicht an das meine gewöhnen? Kann Theilnahme Deinen Gram nicht erheitern? Wie manche Wunde hat die Liebe schon geheilt, und die Deine sollte immer bluten? Vertraue mir, nahe Dich mir, alle Quellen der Beruhigung und des Trostes will ich Dir öffnen. Komm mit mir nach dem Garten, erhole Dich, ich möchte es doch ungern, daß Du mit diesen verweinten

Augen, mit dieser Trauermiene mit mir in der Gesellschaft erschienest. Man möchte mir wenig Gewalt über Dein Herz zutrauen, wenn ich nicht im Stande wäre, Deine Schwermuth zu verbannen. Ist es Dir denn nicht erfreulich, daß ich gekommen bin? . . ." Sie verzog die Miene zum Lächeln und sagte: „Ach! der Uebergang vom Schmerze zur Freude wird mir sehr schwer, ich kann den Lauf der Gedanken und Gefühle nicht so schnell unterbrechen, fordere nicht Unnatürliches von mir . . ."

Er faßte sie bei der Hand, ging mit ihr nach dem Garten und zog alles herbei, um sie ihrer Stimmung angemessen zu unterhalten und sie aufzu-

richten. Sie wußte ihm für die Zartheit, mit der er sie behandelte, im Innern Dank.

Die Absicht, weshalb Herr von Ameil heute nach Vevée mit seinen beiden Kindern kam, war eigentlich die, den Vater und die Tochter zu bestimmen, daß die Hochzeit nach Verlauf eines Monats gefeiert werden sollte. Der Major hatte dringende Gründe, weshalb er eine längere Verzögerung nicht wünschte. Am härtesten wurde aber sein Vater bedrängt. Er konnte es mit Gewißheit berechnen, daß der Zusammensturz seines Vermögens in diesem Quartál erfolgen mußte. Große Wechsel wurden ihm gekündigt und er wußte keinen Rath, die Creditoren zu

befriedigen. Unglücklicherweise war es durch einen Secretair bekannt geworden, den er in der ersten Hitze, seiner Betrügerei wegen, wegjagte, daß es mit seinem Vermögen nicht so stand, als es die Welt glaubte, und als er es ihr durch den glänzenden Aufwand, den er machte, einbildete. Brach der Banquerot eher aus, als seine Kinder verheirathet waren, dann war zu fürchten, daß seine Tochter nicht die Gattin des reichen Barons Vievirèe, und sein Sohn nicht der Gatte der noch reichern Josephine Breton wurde. Die Hochzeit seiner beiden Kinder sollte in einem Tage gefeiert werden.

Herr von Ameil wußte seinem Freunde den Plan auf eine so anlocken-

de Weise einzuflüstern, daß dieser es für das Beste hielt, die Verbindung Josephinens mit dem Major zu beschleunigen. Sie wurde zwar roth und blaß, als man ihr die Neuigkeit mittheilte; aber es blieb ihr weiter nichts übrig, als mit widerstrebendem Herzen Ja zu sagen.

Auf dem Rückwege nach Verton, wo Vater und Sohn in einem Wagen saßen, fiel unter Beiden ein Streit vor, der aber am Ende friedlich beigelegt werden mußte, damit er zu keines Menschen Kenntniß kam. „Louis," sagte der Vater zu seinem Sohne, „mir verdankst Du die reiche Braut. Funfzigtausend Thaler ist fürs Erste ihre Mitgift. Nach sechs Wochen muß ich dreis=

sigtausend Thaler auf einen Wechsel zahlen, wirst Du mir diese Summe auf mein Gut leihen? Nach einer Frist von sechs Monden zahle ich Dir die Summe mit landesüblichen Zinsen zurück." — „Vater," antwortete der Major, „ich soll borgen und habe noch kein Geld. Ich selbst sitze bis über die Ohren in Schulden, habe meine Creditoren auf das Geld meiner künftigen Frau vertröstet, und berechnet ist es von mir nicht worden, ob ich damit reiche. Ueberdies ist's auch nicht gewiß, ob Breton mich mit dem Gelde nach Willkühr schalten läßt. Ich bin in großer Angst, daß er mir nur die Zinsen von dem Kapital, aber das Geld selber nicht zahlt. Aber, wie gesagt, was ich baar erhalte, das brauche ich allein." —

„Verschwender, Undankbarer!" sagte Ameil zu seinem Sohne. „Zum armen Manne hast Du mich gemacht und willst mich, da ich in Verlegenheit bin, aus derselben nicht retten? Wie sind die Kinder jetzt gegen ihre Eltern! Heute sage ich's Dir, Du wirst es bereuen, wenn Du mir nicht beistehst." — „Vater, welch ein Licht geht mir auf! Ich erschrecke! Sie sind arm? Soll ich das glauben? Scherzen sie nicht?" — „Es wird Alles in gutem Gleise fortgehen," erwiederte Ameil, „wenn Du mir mit den dreißigtausend Thalern aushilfst, sonst stehe ich für nichts." — „Was ich kann, will ich thun. Mich aber muß ich zuerst zu retten suchen," sagte der Major, „und will die Liste meiner Schulden heute noch zusammenaddiren . . ."

Daß man mit der Hochzeit so eilen werde, das hatte Josephine nicht gefürchtet. Sie glaubte immer noch, daß irgend ein Umstand eintreten würde, der es ihr leicht machte, ihr Jawort zu widerrufen. Sie erkundigte sich nach dem Betragen des Majors, aber auf ihre Fragen erhielt sie immer eine unwillkommene, d. h. eine für ihn rühmliche Antwort. Wer mag auch der Braut von dem Bräutigam Böses ins Gesicht sagen, so arg man hinter ihrem Rücken auch von ihm spricht, das ist ja der Welt Sitte. Sie sah sich nun von allen Seiten so umgarnt, daß sie gar nicht ausweichen konnte. Ihre Zögerungsgründe, die sie dem Vater vorlegte, widerlegte dieser als unstatthaft, wie sie's auch waren. Da sie in der

Angst ihres Herzens endlich gar keinen Ausweg mehr wußte, schrieb sie an Antonien folgenden Brief, den sie ihr durch einen verschwiegenen Boten über-übersandte:

„Meine theure Antonie!

Stoße eine Unglückliche nicht von Dir, die sich Dir in der höchsten Noth naht, um Trost und Hülfe von Dir zu erflehen. Verboten war's mir, eine Zeile an Dich und Deinen Bruder zu schreiben, lange habe ich das grausame Gesetz gehalten; aber ich muß, ich muß es übertreten, wenn ich nicht zu einem Verbrechen fortgerissen werden soll. Alles ist in mir Empörung und Sturm und ich bin meiner nicht mächtig. Du weißt's,

daß ich mit dem Major von Ameil verbunden werden soll. Gestehn muß ich's, daß ich schwach war, als ich ihm meine Wort gab; aber halten kann ich's nicht. Ueberredet, beschlichen, fein bedrängt bin ich, mein Jawort zu geben, das ich nun mit blutigen Thränen bereue. Mein ganzes Herz gehört Deinem Bruder. Rufe ihn in meinem Namen bei allen Heiligen an, daß er mich von einer Marter befreit, die, wie ich's gewiß ahne, mein Leben zur Hölle macht. Wird mir die Religion die Kraft geben, mein Schicksal zu tragen! Ich zweifele. Seine frühern Rechte auf mein Herz kann er bei meinem Vater geltend machen. Deinen Brief erwarte ich in wenigen

Tagen. Mein Kopf ist verwirrt, mein Herz zerrissen, tröste, beruhige mich rc."

Wenige Tage verflossen, als sie durch den Boten, denn sie nach C...n geschickt hatte, von Antonien folgendes Antwortschreiben zurück erhielt:

„Arme, unglückliche Josephine!

Mein Bruder und ich können nichts für Dich thun, als Dich bedauern. Wie sollte er's anfangen, um das Verhältniß, in das Du mit Ameil getreten bist, aufzuheben? Er muß Rücksichten nehmen. Seine Achtung und Liebe gegen Dich kann in seiner Brust nie ersterben. Auch er ist zu bedauern. Um Alles aber bitte ich

Dich, laß Dich mit Deinem Schicksal nicht in einen Kampf ein, Du wirst erliegen. Oft erscheine Dir das Bild Deiner fürtrefflichen Mutter, es stärke Dich, auch schwere Pflichten zu erfüllen, die große Kräfte kosten. Wir werden hienieden geprüft. Sorge, ringe, dulde und leide, daß Deine Tugend einst gekrönt werde. Ein günstigeres Geschick führt uns vielleicht wieder zusammen und dann, meine Josephine, soll Deine Antonie mit Dir weinen, wenn sie sich mit Dir nicht freuen kann. Oft, das bedenke, klärt sich der trübe Abendhimmel auf und ein heiterer Morgen lacht der Erde. Ewig

Deine

Antonie."

Der Inhalt des Briefs, den sie von Antonien erhielt, konnte sie nicht beruhigen; er wollte nur trösten, im Kampfe stärken, aber von dem Kriege innerer Gefühle nicht losmachen und mit einem Gewaltstreiche zum Siege über ihr unglückliches Geschick, nachrichtlich sie nicht aufrichten. Sie forderte zu viel, Unmögliches und war ungerecht, als es ihr nicht verheißen wurde. Fast zürnte sie mit Antonien, daß diese ihr mit bloßen Mitleidsbezeugungen vorüberging, da sie von ihr und ihrem Bruder hülfreichen Beistand erwartete. Der unglückliche, höchst bedrängte Mensch, macht oft übertriebene Ansprüche an seine Freunde, sie sollen sogar heilige Pflichten übertreten, aller Selbstliebe entsagen, sich völlig

aufopfern, um ihn von den Banden des Schmerzes, der Verlegenheit frei zu machen, die ihn umschlingen. Dem Leidenden, welcher mit einer Art von Verzweifelung kämpft, kann man selten genug thun, und wenn unsere Dienste seinen oft unbilligen Erwartungen nicht entsprechen, da giebt er den vollen Glauben an unsere Freundschaft auf.

Josephine sank, trauriger, als sie vorher war, da sich der Stern ihrer letzten Hoffnung hinter finstern Schicksalswolken verbarg, erschöpft und ohnmächtig auf einen Lehnstuhl hin. Der Angstschweiß rollte ihr von der Stirn. Jetzt richtete sie ihren Blick nach dem Bilde der Mutter hin und dann zum Himmel empor. Sie faltete die Hände,

fiel auf ihre Kine nieder und betete:
„Herr, es ist Dein heiliger, Dein unerforschlicher Wille, daß ich den Leidenskelch trinke, es geschehe also. Handle mit mir nach Deiner unerforschlichen Güte und gieb mir Weisheit und Geduld, daß ich nicht verzäge und mich nicht versündige. Die Menschen verlassen mich, nimm Du mich auf."

Sie ließ sich von dem Vater nicht erbitten, daß sie zur Abendtafel ging und legte sich frühzeitig nieder. Es war eine schwere Nacht, die sie größtentheils schlaflos durchwachte. Vierzehn Tage durften nur noch verfließen und dann war sie am Altar mit dem Major verbunden. Es erschien ihr als ein Verbrechen, daß sie sich ihm so wi-

der ihr Gewissen und ihre Neigung, als Gattin hingab. Wie undankbar war sie gegen seine Liebe, von der er ihr die unverkennbarsten, zärtlichsten Beweise gab. Sie fühlte sich seiner nicht würdig. „Wie glücklich wäre er wohl mit einem andern Mädchen geworden," dachte sie, „und verdient er das nicht? Welches Unrecht hat er Dir gethan, daß er Dir als ein Feind erscheint? Wirst Du Dich nicht mit der Zeit an ihn gewöhnen? Wird seine Güte und Liebe Dein Widerstreben nicht überwinden? Wird nicht eine Zeit eintreten, wo Du Deine ihm jetzt abgeneigte Stimmung bereuen mußt?"

Sehr früh war sie aufgestanden, um im Garten freiere Luft zu schöpfen

und sich, wenn es möglich wäre, durch den Anblick der schönen, beruhigenden Natur zu zerstreuen, die uns die Regierung, die Fürsorge, die Milde des uns so väterlich leitenden Gottes sichtbar vor die Augen hält und in die Seele drückt. Fast matt und müde nahm sie den Weg nach dem Schloß zurück, als ihr der Vater, mit einem Briefe in der Hand, entgegen kam und ihr denselben mit den Worten überreichte: „Der Major ist krank, er wünscht Dich zu sprechen, ich ahne keine Gefahr, ängstige Dich nicht. Die Aufschrift ist von ihm selbst ...." Es wallten verschiedenartige Gefühle in Josephinens Seele auf, sie erblaßte, sie zitterte. War es Hoffnung, Freude? Sie konnte sich selbst von dem, was in ih-

rem Innern vorging, keine Rechenschaft geben und — wollte es nicht. Als sie die wenigen Zeilen gelesen hatte, sagte sie: „Vater, ich muß nach Verton. Ameil ist vielleicht kränker, als er's mir schreibt. Zögern darf ich hier nicht lange . . ." — „Arme Josephine," sagte er mit sichtbarer Theilnahme, es dauert mich, daß Deine Hochzeitfreude so unterbrochen wird! Härme Dich nicht. Vielleicht geht die Gefahr bald vorüber. Ich werde Dich begleiten. Wie rührt mich Deine zärtliche Besorgniß! Ganz blaß bist Du geworden! Ziehe Dich rasch an, wir fahren in einer halben Stunde und — ich lasse Dich nicht allein reisen."

„Gott," rief sie im Herzen aus,

als sie auf dem Zimmer allein war, „läs- sest Du ein Menschenleben verwelken, damit meine Hoffnungen aufblühen? Ist's Deine allmächtige Hand, welche die Bande trennt, die mir unauflöslich erschienen? Darf ich's glauben, wün- schen, denken, ohne mich zu versündigen? Herr, ich vermag nichts, Du kannst Alles, schicke es mit mir nach Deinem weisen und gütigen Rathe!"

Als sie zu dem Vater kam, war er schon zur Abreise bereit und die Pferde waren vor dem Wagen gespannt. Sie mußte sich verstellen, damit sie nicht so schien, als sie in ihrem Innern war. Unterwegs sprach sie wenig und gab sich unbestimmten Hoffnungen hin, de- ren Grund sie selbst mißbilligte. Es

stritt und kämpfte in ihr gewaltig. Sie war sich selbst ein Räthsel. Mehr, als Einmal dachte sie auch an Carl und faßte Entschlüsse, die sie durchsetzen wollte, wenn der Vater etwa mit einem andern Heirathsvorschlage gegen sie hervortrat. Keinen Augenblick zweifelte sie, daß der liebevolle, gutmüthige Carl sich leicht mit ihr versöhnen werde, wenn sie's ihm aufrichtig erklärte, wie sie zu der Verlobung mit dem Major gekommen war.

Der Patient freute sich gar sehr, als Josephine früher kam, wie er sie erwartet hatte. Er reichte ihr voll Rührung die Hand und sagte: „Gefahr fürchte ich nicht, da der Arzt meint, nach wenigen Tagen würde ich wieder gene=

sen. Deine Gegenwart, meine theuerste Braut, wird mich gesund machen. Ohne Nachricht von mir konnte ich Dich nicht lassen."

Starr und schweigend sah das Mädchen den Jüngling an und zweifelte in ihrem Innern an seinem Aufkommen. Seine Gesichtsfarbe war fast blaßgelb, die Augen lagen ihm, wie in zwei Höhlen, tief im Kopfe, der Ton seiner Stimme war so matt und sie fühlte das Zittern seiner Hand, als er ihre Hand hielt. Sie wußte es nicht, wie gebrechlich ein Mensch in einer leichten Krankheit wird, die der starke, fromme Jüngling so leicht übersteht, der in der wilden Lust eines üppigen Lebens seine besten Kräfte vergeudet hat; daher

schien ihr der Major auch gefährlicher krank, als er's wirklich war. Auf einmal sank Josephine vor dem Bette ohnmächtig nieder. Die Hände aller Anwesenden griffen zu und brachten sie auf ein Sopha hin. Als sich der Kranke von einem kurzen Schreck wieder erholt hatte, sagte er: „Ach! wie liebt mich dieses reine, gute Herz! Ich wünsche länger zu leben, um sie so glücklich machen zu können, als sie's verdient.“ — „Sie treibt's mit ihrer Zärtlichkeit zu weit,“ sagte Herr von Breton, „reibt sich auf und wird sich, wie ihre Mutter, die eben so war, ein frühes Grab bereiten.“

Alle bezogen die Ohnmacht Josephinens auf einen ganz unrichtigen

Grund, und rechneten ihr das zur Tugend an, was, bei dem Lichte betrachtet, keine war. Sie wußte es am besten, wie es damit kam, und wodurch sie veranlaßt wurde. Da es aber in der Welt so selten geschieht, daß man die gute Meinung, die Andere von uns hegen, widerlegt, so enthüllte ihnen Josephine das Geheimniß auch nicht. Wie viel wagte sie mit ihrer Offenherzigkeit, und dazu fehlt den jungen Mädchen die Kraft am meisten. Der Leser weiß es, wie sehr Josephinen der Brief erschütterte, den sie von Antonien erhielt; wie angreifend sie die Nacht durchwachte; von welchen Gefühlen sie durch die Nachricht, die sie von dem Major erhielt, so nennen wir ihn mit Fleiß, weil sie sich ihn unter keinem

andern Namen denken konnte, hin- und hergeworfen wurde. Sie war einige Stunden im Garten auf- und niedergegangen, hatte weder Speise noch Trank genossen, rechnet man dies Alles zusammen, so wird man sich Josephinens Ohnmacht leicht erklären können.

Als sie wieder zum Bewußtseyn kam, weinte sie und bat, daß man sie nach einem andern Zimmer führen möchte. Als sie dem Bette des Majors vorüberging, warf sie ihm einen thränenvollen Blick zu, ohne daß sie ein Wort sprach, der ihn so tief rührte, wie ihn seit mehrern Jahren nichts, nichts mehr rühren konnte.

Es besserte sich schon am folgenden

Tage mit dem Patienten und am meisten freute sich sein Vater darüber; denn nun ging ihm die Hoffnung wieder auf, daß er mit dem Heirathsgute der reichen Braut noch einmal aus dem Labyrinthe der Schulden gerettet werden würde, aus dem er sonst keinen Ausgang sah. Der Sohn hatte sich erweichen lassen und dem Vater versprochen, daß er ihm, wenn er von Breton funfzigtausend Thaler erhalte, mit der Hälfte unter die Arme greifen wolle.

Als der Major sich wieder gesund fühlte, wurde der Hochzeittag festgesetzt. Der alte Ameil wollte es durchaus, daß die Hochzeit in Berton gefeiert werden sollte. Kostspielige und glänzende Anstalten wurden getroffen. Die ganze Nachbar-

schaft war zu dem Feste eingeladen, sogar die Familie Lebrüne, die sich aber für die Ehre bedankte. An dieser Hochzeit erschien Ameil als ein Reicher mit fürstlichem Vermögen. Allenthalben herrschte verschwenderische Pracht und unnützer Ueberfluß. Breton gab ihm das freundlich zu verstehn, er aber sagte: „Es ist ja eine Doppelhochzeit, ich sehe ja meine beiden Kinder glücklich verheirathet, wie könnte ich da sparen! . . .“ Dies war aber auch der letzte Glanz einer falschen Herrlichkeit, der sich bald in eine finstere, unscheinbare Nacht verlor. Die Lüge, mit welcher Ameil die Welt zum letztenmal täuschte, wurde nach Wochen schon eine erschütternde Wahrheit.

Ach! was empfand Josephine, als sie, Arm in Arm, mit dem Major zum Altar hingehen mußte! Als sie das Ja sagen mußte, kam sie sich wie eine Verbrecherin vor, die einen falschen Eid schwört. Alles war um sie rauschende Freude, sie trauerte in ihrem Herzen. Agathe, die bei Tische neben ihr saß, munterte sie zur Heiterkeit auf, aber sie konnte den schwermüthigen Geist nicht von sich verbannen. Ihr Betragen fiel der Gesellschaft auf und, was man jetzt nur dachte, daß sie eine unglückliche, gezwungene Braut sey, das sagte man nach der Hochzeit im Publiko laut. Lebrüne's erfuhren es, Carl hörte davon, er bedauerte die junge Frau und glaubte mit neuer Kraft an ihre Liebe. Zu retten war sie nicht

mehr, aus den Armen des Lüstlings konnte er sie nicht reißen. Die Schuld ihres Kummers trug der Vater.

Vierzehn Tage nach dem Feste waren verflossen, als der Major mit seiner Gattin, die mit ihm in Verton wohnte, auf dringendes Bitten seines Vaters nach Vevée reiste, um mit Breton, auf eine feine Manier, von der Mitgift zu sprechen. Vier Wochen durften nur noch verfließen und der alte Ameil sah es voraus, daß dann der Concurs seines Vermögens unvermeidlich war. Auch dem Major wurde von seinen Gläubigern hart und drohend zugesetzt und jüdische und christliche Juden, von denen er Summen geborgt hatte, ließen sich nur mit dem schriftli=

chen Versprechen zur Zahlungsverlängerung erweichen, daß er doppelte Zinsen gelobte.

Als Josephine zu dem Grabe ihrer Mutter hingegangen und der Major mit seinem Schwiegervater allein war, entspann sich dieses Gespräch unter ihnen:

Major. Da geht meine unglückliche Frau gewiß wieder nach dem Grabe ihrer Mutter hin, um dort zu weinen. Ihre Traurigkeit hat sich so in alle Zweige ihres Wesens verschlungen, daß ich zweifeln muß, ob sie je von derselben frei wird. Fast alle Mittel habe ich erschöpft, einen andern Ton in ihrer Seele anzustimmen, aber es ist mir noch keins gelungen. Oft bin ich

ängstlich und ungewiß, ob sie nicht eine andere Art von Traurigkeit hegt, der sie nachhängt, an der ich, so unschuldig ich mich fühlte, nach ihrem Urtheilen und Denken, aber dennoch schuldig bin.

Breton. Und welche Traurigkeit wäre das?

Major. Zu spät habe ich's erfahren, daß Josephine den Lieutenant Lebrüne liebte, ehe ich in ein ernstes Verhältniß mit ihr trat. Man hätte mir das billig sagen müssen. Der Gatte, der vor der Welt nur den Figuranten spielt, hat eine erbärmliche Rolle. Es würde mich schmerzen, wenn Josephine mich für das Hinderniß eines größeren Glücks hielte, das sie von Lebrüne er-

wartete. Man ermüdet endlich in seiner Zärtlichkeit und wird sparsamer mit den Beweisen derselben, wenn man damit lästig und unwillkommener scheint. Liebte ich meine Gattin weniger innig, so würde ich schweigen und . . . Reden Sie nicht mit ihr von der Sache, ich kann mich irren . . .

Breton. Ja, ja, lieber Major, ich kann es Ihnen betheuern, daß Sie sich irren. Meine Tochter gab Ihnen freiwillig ihr Jawort. Können Sie einen andern Beweis ihrer aufrichtigen Liebe fordern? Mit Carln, das war nur kindische Spielerei. Wenn sie ihn durchaus zum Gatten haben wollte, ich hätte ihr meine Zustimmung vielleicht auch gegeben. Nur Geduld, sie wird

sich wohl aufheitern. Uebereilen Sie sie nicht, fordern Sie von ihr nicht den Sprung von der Traurigkeit zur Freude. Langsam gedeiht das Gute. Wie, wenn Sie eine Reise mit ihr machten? Sie liebt Kunst und Natur. Diese Zerstreuung möchte ihr wohlthun.

Major. Eine Reise! Eine Reise? Lieber Vater, ich glaube, Sie haben das beste Mittel zur zerstreuenden Aufheiterung unserer Gemüthskranken gefunden. Aber der Schwiegersohn muß gegen den Schwiegervater aufrichtig seyn und das will ich beweisen. Ohne eine beträchtliche Summe ist eine Reise nach entfernten Gegenden, nach der Schweiz, nach Italien, nicht hin- und zurück zu machen. Mein Vater, der

in diesen Tagen, wie Sie wissen, große Ausgaben bestritten hat, ist vielleicht jetzt nicht bei großer Casse, ich würde mich auch für unbescheiden halten müssen, wenn ich ihm, nach meiner Hochzeit, ein Kapital zu einer Vergnügungs- oder Gesundheitsreise für meine Gattin abforderte, da ich es nicht bin, der ihrer bedarf.

Breton. Herr Major, mein baares Vermögen, was nicht sehr beträchtlich ist, da ich mein überflüssiges Geld auf den Ankauf von Grundstücken verwandt habe, steht auf sichere Hypothek zu ansehnlichen Zinsen aus und sogleich kann ich auch kein Kapital aufnehmen. Mein ganzes Vermögen gehört nach meinem Tode Ihnen, und es

kann Ihnen gleich viel gelten, es bestehe, worin es wolle. Gern behalte ich's in den Händen, so lange ich lebe. Zu Ihrem Unterhalt zahle ich Ihnen vierteljährig tausend Thaler aus. Uebrigens soll es mir lieb seyn, wenn Sie Ihren Wohnsitz außerdem in Vevée aufschlagen wollen, wo Ihnen alles unentgeldlich gereicht wird. Zweitausend Thaler stehen Ihnen sogleich zu Diensten, sie liegen in meiner Casse und ich mache Ihnen ein Präsent damit.

Major. (In größter Verlegenheit.) Gern füge ich mich in Ihre väterlichen Anordnungen; aber um Verzeihung bitte ich im voraus, wenn ich mir dagegen eine Einwendung erlaube. Eine mehrfältige Erfahrung hat es ge-

lehrt, daß das glücklichste Verhältniß unterbrochen worden ist, wenn die Kinder mit den Eltern in einem Hause wohnen. Sie müssen sich in einer gewissen Ferne von einander halten, wenn sie sich lieb und neu bleiben sollen. Zu einer meinem Stande angemessenen Einrichtung würde doch wohl fürs Erste ein nicht unbedeutendes Kapital gehören. Dann aber scheint mir's auch wie ein Gnadengehalt, wenn ich zu gewissen Terminen eine Summe von Ihnen in Empfang nehmen soll. Trauen Sie mir's zu, daß ich ein kleineres oder größeres Geldvermögen zu verwalten gelernt habe.

Breton. Das will ich Ihnen gern zutrauen, lieber Herr Sohn; aber

ich betheure Ihnen, daß es mir unmöglich ist, Ihnen das Kapital baar auszuzahlen, von dem ich Ihnen die Zinsen pünktlich bezahlen will. Beides, dächte ich, da Sie sich doch nicht ankaufen wollen, könnte Ihnen egal seyn. Wenn Sie zu Ihrer ersten Einrichtung nicht zu viel bedürfen, so möchte ich vielleicht auch damit nach einigen Monden Rath schaffen. Wie viel bedürfen Sie, was fordern Sie denn?

Major. Zwölftausend Thaler bedarf ich; aber ich maaße mir kein Recht an, einen Heller fordern zu können.

Breton. Mein Gott, zwölftausend Thaler? Zwölftausend Thaler? Damit will ich ja ein fürstliches Schloß

möbliren! Wo denken Sie hin? Wer zu groß anfängt, pflegt sehr klein aufzuhören. Kennen Sie den Werth des Geldes nicht? Man muß es selbst verdient und erworben haben, um es zu schätzen. So gut, wie Ihnen, wurde mir's nicht geboten. Weil ich für äußere Pracht nichts verschwendete, darum bin ich nicht arm geblieben. Sehen Sie diese Stühle und Tische, sie rühren von meinem Vater her. Es läßt sich auf jenen besser sitzen und von diesen besser speisen, als von den heutigen Modekostbarkeiten, wenn Schuldner mahnen und man sich mit Nahrungssorgen herumschlagen muß. Seyn Sie aufs Sparen und Sammlen bedacht, Sie wissen es noch nicht, in wie viele Theile Sie Ihr Vermögen theilen müssen. Gott

kann Sie mit einer Reihe von Kindern segnen. Sie wissen es, welch ein erbärmliches Ding ein armer Edelmann ist.

Major. Das weiß ich, und Sie handeln just so, als ob Sie einer wären.

Breton. (Verdrießlich.) Herr, meine Tochter ist keine Waare, die ich an Sie um Geld verkauft habe; aber Sie dürfen auch nicht verlangen, daß ich Ihre Güte bezahlen soll, daß Sie sie zur Gattin nahmen!

Major. Lieber Vater, ereifern Sie sich nicht. Lassen Sie uns über das Kapital nicht mehr reden. Das Geld-

geben scheint nicht in Ihr Lieblingsfach zu gehören.

Josephine trat in das Zimmer. Sie konnte es bald merken, daß zwischen ihrem Vater und dem Major Unangenehmes vorgefallen sey; aber sie wagte es nicht, darnach zu fragen. Sehr freundlich und zärtlich reichte ihr der Major die Hand und sagte mit innerm Hohn: „Welch einen gütigen Vater hast Du! Ich redete mit ihm von Deiner trüben Gemüthsstimmung, die ich durch alle angewandten Mittel nicht aufheitern könne, und er thut den weisen und gewiß nicht fruchtlosen Vorschlag, daß ich mit Dir eine Reise machen soll, um Dich zu zerstreuen, um Dich von dem Punkte Deines Grams abzulenken, um

den Du Dich bewegst. Und, denke Dir die große, große Güte, zweitausend Thaler — er legte darauf einen besondern Nachdruck — will er uns zu der Reise geben und uns mit der ansehnlichen Summe ein Geschenk machen. Wenigstens vier Wochen können wir für die große Summe nach Norden und Süden reisen und in einer so langen Zeit, hoffe ich, wirst Du alles Grams vergessen und, wie neugeboren, aufgeheitert zurückkommen, um mit mir unserm Wohlthäter zu danken. Willst Du mit mir reisen?" Sie antwortete: „Ich widerstrebe meinem Vater nicht, und thue gern, was ihm gefällt. Ob aber das Reisen eine heilende Cur für mich seyn wird, das weiß ich nicht. Wozu über-

haupt die großen Kosten, da ich mich gesund fühle . . ."

Breton machte ein verdrießliches Gesicht, er fühlte den Spott, der in den Worten des Majors lag, als er von den zweitausend Thalern sprach; aber in Gegenwart seiner Tochter ließ er seinen Verdruß doch nicht zum Ausbruch kommen. Ueberhaupt konnten ihm die Aeußerungen seines Schwiegersohns nicht gefallen, der von ihm ein so großes Kapital verlangte, was er ihm zu geben nicht geneigt war. Er war in Verlegenheit und fing an, zu besorgen, daß es Josephine werde entgelten müssen, wenn er nicht die unbescheidenen Wünsche ihres Gatten erfüllte. Er kam endlich auf die Idee, daß der junge

Herr vielleicht von Creditoren bedrängt werde, die er auf die Mitgift seiner Frau vertröstet hatte. Zur Bezahlung solcher Schulden war er nicht geneigt und meinte, daß der reiche Ameil sie für seinen Sohn bezahlen könne und müsse. Der Entschluß, sein ganzes Vermögen der Tochter gerichtlich verschreiben zu lassen, dergestalt, daß der Major nur die Zinsen davon ziehen konnte, kam in ihm zur Reife und wurde bald ausgeführt. Jetzt dachte er auch: was hilft der größte Reichthum einem Manne, wenn er ein Verschwender ist. Es ist leichter ein Bettler, als ein Kapitalist zu werden. Auf Ersteres scheint's der Major anzulegen. Vor allem aber wollte er sich hüten, ihn je zu fragen, ob er Schulden habe.

Der Major hatte anspannen lassen, um mit seiner Gattin nach Verton zurückzufahren und Breton bat ihn nicht so dringend und herzlich, daß er Ursache hatte, zu bleiben. Unterwegs, da die widrigsten Gefühle ihn folterten, sagte er zu Josephinen: „Ich habe es früher nicht geahnet, daß Dein Vater so abgöttisch das Geld liebt. Nur darauf scheint er bedacht, den Geldklumpen zu vergrößern, und feindlich gewaffnet steht er gegen Alles auf, was ihn zu vermindern droht.“ — „Aber,“ sagte Josephine, „Du ermahntest mich doch zum Danke gegen seine Freigebigkeit? Hast Du's damit anders, als wahr gemeint? . . .“ Er antwortete nicht darauf und fuhr also fort: „Er will mich bevormundschaften und mir

jährlich zu meinen Ausgaben ein Sümmchen von viertausend Thalern zufließen lassen, damit ich das höfliche Bedanken nicht verlerne, und meine Abhängigkeit von ihm nicht vergesse. Soll das Spiel-, Nadelgeld seyn, oder was? Er scheint sonderbare Ideen von den Ausgaben eines Adlichen zu haben! Meint er etwa, daß ich, wenn mir's fehlt, so viel aus Peru's Goldgruben nehmen kann, als mir beliebt?" — „Was mein Vater denkt und nicht denkt," erwiederte Josephine, „das weiß ich nicht, am wenigsten erlaube ich mir über seine Geldliebe ein Urtheil. Unwohlthätig ist er nicht. Verbergen kann ich's indeß nicht, daß jede Beleidigung, die meinem Vater gesagt wird, mich schmerzt. Zur Rede kann ich ihn nicht stellen, eine andere

Handlungsweise ihm auch nicht gebieten. Wäre es nicht das Beste, wenn Du es ihm ins Angesicht sagtest, was Dir an ihm nicht gefällt? Er ist ja mein Vater und ich bin sein Kind." — „Danke für die guten Lehren und Zurechtweisungen, ich werde zu seiner Zeit davon Gebrauch zu machen wissen ...." Bei diesen Worten warf der Major seiner Gattin einen höhnischlächelnden Seitenblick zu, wie sie noch nie gesehn hatte, der ihr, wie ein zweischneidiges Schwerdt, in die Seele fuhr, welcher ihr die Zukunft weissagte, der sie überliefert war. Sie seufzte, blickte scheu und mißmuthig vor sich nieder, sprach kein Wort mehr und der Major schwieg auch.

Als sie in Verton ankam, ging sie

auf ihr Zimmer und weinte sich dort satt. „Nun, wie steht's mit der Mitgift Bretons," fragte Ameil seinen Sohn, als er mit ihm allein war, „wie viel und wann wird er zahlen?" — „Nicht einen Heller will der Filz zahlen, als lumpige zweitausend Thaler, die ich mit seinem Töchterchen verreisen soll." — „Du scherzest," sagte der Vater schreckhaft und erstaunt. — „Nein;" erwiederte der Major, „es ist zwischen ihm und mir zu einer ernsten Unterredung gekommen, aber für mich war sie fruchtlos." — „Louis," sprach der Vater, „Du hast den alten Harpax noch nicht auf die rechte Presse gelegt. Gedrückt muß er werden, bis er Saft giebt." — „Und, wie fange ich das an? Lehren Sie mich die Kunst." — „Sprich von

einer Scheidung, von Deinen Schulden rc." — „Die Scheidung von Josephinen wird er mit Dank annehmen, damit er nicht nöthig hat, meine Schulden zu bezahlen. Ich werde meine Gläubiger zu trösten versuchen." — „Aber, bedenkst Du denn Deinen Vater nicht?" — „Was wird das Bedenken fruchten, wenn ich Ihnen die fünf und zwanzigtausend Thaler nicht zahlen kann, die Sie mir als Rettungssumme nannten?"

Mit finsterer Miene und glühenden Augen ging der Herr v. Ameil aus dem Zimmer und sagte die Worte: „Wenn's nicht anders ist, so werde ich mir selber helfen."

Am folgenden Tage kamen zwei Briefe in Verton an. Ameil las sie durch und, da es Abend war, legte er sich zu Bette, indem er ein leichtes Uebelbefinden vorgab. Der Major ging am Morgen auf das Schlafzimmer seines Vaters, da er zu seiner gewohnten Stunde nicht im Schlosse erschien, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Mit dem Schrei kam ihm ein Bediente auf der Treppe entgegen: „Der Herr ist todt!“ — „Todt,“ rief der Major aus, „mein Vater? . . .“ Er fand ihn im Bette liegend, seine Miene war schrecklich entstellt. Bald war das Zimmer voll Neugieriger. Man schickte nach dem Arzte. Nach etlichen Stunden nahm der Major die Papiere vom Tische und las die Zeilen, die mit

zitternder Hand von seinem Vater geschrieben waren: „Die Ursache meines Todes enthalten die beiden Briefe. Die mir gekündigten Wechsel konnte ich nicht bezahlen und den Concurs meines Vermögens wollte ich nicht abwarten. Es wird nicht zureichen, alle Schulden zu tilgen. So endet ein sinnloser, hochmüthiger Verschwender! Mein einziger Trost ist, daß meine Kinder versorgt sind. Jetzt nehme ich das Gift. Eine kurze Qual macht mich von einer langen Pein frei. Das Urtheil der Welt achte ich nicht. Muß ich vor Gott zittern?"

Siebente Scene.

Schwere Tugendproben.

Es machte in der weiten Umgegend großes Aufsehn, als es bekannt wurde, wie arm der Herr von Ameil war, den man für reich hielt. Nur in der letzten Zeit fing sein Credit zu sinken an, als sich sein Aufwand immer mehr vergrößerte. Bei der Untersuchung seiner Papiere fand sich's, daß er auf neue Wechsel immer höhere Zinsen gab, größere Kapitalien erborgte, um gekündigte

Schulden zu bezahlen. Nach einer pünktlich fortgeführten Rechnung hatte ihm der Major in einer Reihe von etwa zwölf Jahren über achtzigtausend Thaler gekostet. Ueberdies konnten seine Creditoren Wechselbriefe von ihm vorzeigen, die sich in Summen auf sechzigtausend Thaler beliefen. Mit dem Falle seines Vaters kam auch er in peinliches Gedränge, da man nicht ohne Grund glaubte, daß der Sohn die Kunst von ihm gelernt hätte, mit ehrlicher Miene betrügen zu können.

Daß es mit dem Vermögen des Herrn von Ameil sehr schlecht stehen mußte, das schloß man auch daraus, weil er sich vergiftet hatte. Gewiß, so meinte man, hatte er keinen Haken

mehr, an den er den Faden seines weitern Lebens anknüpfen konnte. Seine Tugenden, die man vorher an ihm rühmte, daß er wohlthätig und gastfrei, daß er ein prompter Wiederbezahler sey, schwanden mit seinem Tode und der Entdeckung seiner Schulden, auf einmal aus dem Gedächtnisse der Menschen und man scheute sich nicht mehr, ihn einen leichtsinnigen, pflichtvergessenen, unredlichen Verschwender zu nennen. Am härtesten fielen die Creditoren über ihn her, die bei dem Banquerot zu verlieren fürchteten. Es waren Leute darunter, die ihm ihr meistes Vermögen anvertraut hatten, was er in Pracht und Lust, wie ein Sinnloser, vergeudete.

Als der Major aus dem Zimmer des Vaters kam und das Bild der Art seines Todes ihm noch mit frischen Farben vor der Seele stand, da stieß er gegen Josephinen die harten Worte aus: „Der Geiz Deines Vaters hat meinen Vater gemordet! Ich hasse den Filz, der für Menschenleben und Menschenwohl sich von keinem Thaler trennen kann. Einen herrlichen Vater habe ich verloren, der, bei einer Schwäche, den Werth des Deinen zehnfach überwiegt! Daß Du mir nie in seine Fußtapfen trittst und das Geld mehr, als Tugend und Seligkeit liebst!" —

Josephine war im Innern empört und es entfielen ihr die Worte: „Ist's auch Recht, daß Du auf Unkosten mei-

nes Vaters die Vorzüge des Deinen rühmst? Wie Dein Vater, wird der meine nie aus der Welt gehn. Warum nennst Du ihn mit einem so gemeinen Ausdrucke. Wer weiß, was er gethan hätte, wenn Du ihm die mißliche Lage Deines Vaters schilderte! Er konnte nichts thun, und deshalbst erniedrigst Du ihn? Wirf ihn nicht von Dir, wer weiß, ob Du seiner Güte nicht einst bedarfst! Doch, ich will Dir jede Beleidigung verzeihen, da Deine Seele in einer zerrüttetrn Stimmung ist. Aber wann werden die Kränkungen aufhören, wodurch Du mein Leben erschwerst? Thue mit meinem Vater, wie Du willst, nur taste mich nicht an. Bin ich nicht unschuldig? Was soll ich von dem ehelichen Leben glauben, von

dem Du mich eine solche Meinung lehrst.

Der Major verließ seine Gattin in einer Verwirrung seines Gemüths, aus der er nicht herausfinden konnte. Er zürnte mit Gott und der Vorsehung und nannte das Schicksal eine schändliche Tyrannei, welche mit der Ruhe, Ehre, dem Glücke und der Freude der Menschen Spott und Hohn triebe. Er war nach der Weise der meisten vornehmen Kinder erzogen, verstand sich auf allerlei glänzende Künste und Fertigkeiten, die die Welt, die Geselligkeit liebt, aber in der Erkenntniß und Achtung der Religion war er ein Fremdling geblieben. Was er von ihr gelernt hatte, diente nur dazu, sie zu ver-

höhnen und zu verspotten. Die Kirche nannte er einen Stall, in den das dumme Vieh läuft, um gedroschenes Stroh zu verzehren; den Glauben eine Brille, den die Prediger den Leuten auf die Nase setzen, damit sie Dinge sehen, die lächerlich und ungeräumt sind; die Tugend, welche für den Himmel, mit Verleugnung des Irdischen, kämpft, eine verzeihliche Spielerei kindischer Narren, die sie ablegen, wenn sie zum Gebrauche der Vernunft kommen. Auf Vortheil und Vergnügen, auf Glanz und Ehre war bei ihm Alles berechnet. Eingeständig aber war er's nicht, daß ihn diese Rechnung ungesund gemacht, daß sie ihm den Frieden des Herzens geraubt, ihn mit der Welt in Krieg gesetzt, in viele Verlegenheiten gestürzt,

und ihm Alles genommen hatte, wodurch der Mensch sein über alle Unfälle und Zerstörungen erhabenes Heil bauet. Die religiösen Aeußerungen seiner Gattin waren ihm zuwider und er legte es darauf an, ihr das, was sie zum frommen Ernste stimmte, lächerlich zu machen.

Als sich die Nachricht von dem Tode des Herrn von Ameil auch nach Vevée verbreitete, wollte Breton nicht daran glauben. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Mann sich selbst morden könne, der sich das Erdenleben in ein Paradies umzuschaffen vermöge. Er lachte fast, als der alte, ehrliche Albert hinzusetzte: „Der Selbstmörder hat mehrere Schulden, als er bezahlen kann.“

— „Kerl, Du rasest,“ fuhr ihn Breton an. „Vier Tage sind schon verflossen, seit sich Ameil vergiftet haben soll, und weder der Major, noch Josephine haben mir eine Sylbe davon gemeldet? Die Neuigkeit ist eine schändliche Lüge.“ — „Wäre sie das nur!“

Es mußte rasch angespannt werden und schneller, als je, fuhr Breton, von mancherlei Gedanken beunruhigt, nach Berton.

In welcher Unruhe und Verwirrung fand er dort Alles! Der Major selbst bestätigte den Banquerot seines Vaters und sagte: „Sie hätten meinen Vater, seine Ehre retten und mich von einem großen Schmerze befreien können; Sie

haben es nicht gewollt. Das Vermögen, welches noch ein bedeutendes seyn muß, wird nun wohl zu Wasser gemacht werden . . ." Breton erwiederte in der Heftigkeit seines innern Unwillens, sich so angefahren und beschuldigt zu sehen: „Wo steht es denn gedruckt, daß ich die Schulden Ihres Vaters bezahlen mußte? Wer gesündigt hat, muß dafür leiden. Viel Geld müßte ich haben, wenn ich allen Verschwendern so viel geben sollte, als sie durchbringen. Am Ende sagen Sie wohl gar, daß ich der Mörder Ihres Vaters bin. Wo ist meine Tochter?" — „Wo sie immer ist," antwortete der Major, „auf ihrem Zimmer, um da zu seufzen und zu weinen!" — „Das erlauben Sie ihr wenigstens," erwiederte Breton in bitterm

Tone, „wenn Sie ihr keine Freude machen können.“

Breton ging allein zu seiner Tochter und der Major blieb zurück. Er fand sie sehr traurig, aber gefaßter, als er's glaubte. „Gott, meine arme Josephine, prüft Dich sehr hart! Wie unglücklich bist Du! Welche Schicksale mußt Du in Deiner Jugend erfahren! Wie schmerzlich bedaure ich Dich! Wie habe ich mich geirrt! O! könnte ich ungeschehen machen, was nicht zu ändern ist! Ameil ein Selbstmörder! Er, ein Bettler, weniger als dieser, ein Betrüger! Darüber muß Dein Herz zerspringen!“ — „Nicht darüber, mein Vater, das ist von den Uebeln das kleinste, was mich peinigt. Der Mann

schien ein viel besseres Gemüth zu haben, als sein Sohn. Konnte ich es doch nicht verhüten, daß er sich vergiftete, wie sollte ich mich darüber grämen. Es beunruhigt mich auch nicht, daß mein Gatte mehr, als arm ist, wenn ich nur glücklich mit ihm seyn könnte, wenn er mit mir nur zufrieden wäre. Harte Worte, die er in der Hitze und Verlegenheit ausstieß, will ich ihm so böse nicht anrechnen; aber sie drangen wie ein Pfeil in meine Seele und quälen mich fort. Recht ungern bleibe ich hier. Es ist eine Gerichtsperson angekommen, die Alles versiegelt hat. Fast feindlich wird das Schloß von Creditoren bestürmt. Der Major ist außer sich und Flüche und Verwünschungen in Menge hörte

ich ihn ausstoßen. In Verton will und kann er nicht bleiben. „Wir ziehen nach C...n," sagte er gestern Abend, der Schweiß perlte ihm von der Stirn und seine Augen funkelten vor Wuth und Verzweiflung, „hier halte ich's nicht aus. Dein Vater ist reich genug, um uns unserm Stande gemäß eine glänzende Einrichtung schaffen zu können. Rede Du ein Wort dafür, daß er gegen uns nicht kargt." Vater, ich bitte, suchen Sie es zu bewirken, daß ich mit Ihnen nach Vevée reisen darf, wenn der Major hier bleiben will. In jedem Augenblicke ist mir so, als ob ich auf glühenden Kohlen gepeinigt würde, die immer brennender werden. O! wie groß war einst mein Glück, da ich unglücklich zu seyn glaubte, erst jetzt em=

pfinde ich's, was die Hölle auf Erden ist. Ewige Vorsicht," betete sie mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichtetem Thränenblick, was habe ich Unrechtes gethan, daß ich so schwer leiden muß! Ach! gieb mir Kraft, daß ich mich nicht versündige, daß ich nicht erliege! Zu hart ist diese Prüfung! Hast Du Belohnungen, mich für Schmerzen zu entschädigen, die mein Leben verzehren, o! dann halte sie meinem Geiste vor, daß ich geduldig auskämpfe und den Sieg erreiche."

Schweigend umarmte Breton seine Tochter, die Thränen standen ihm in den Augen und im Weggehn sagte er mit trotziger Miene: „Du reisest mit mir, hier sollst Du nicht umkommen, in

dieser Lage kann ich Dich nicht lassen, es werde aus der Sache, was da wolle. Wer in seiner Unklugheit ein Uebel angerichtet hat, der muß wenigstens so viel gutes Herz haben, den Schaden möglichst wieder gut zu machen." — „Vater," rief Josephine nach, „vergessen Sie nicht, daß Sie nicht mehr über mich gebieten können. Ich bin die Gattin eines Mannes, von dem Sie vielleicht auf dem Wege der Güte das erhalten, was Sie mit Gewalt nie von ihm erlangen."

Mit freundlicher Verstellung sagte Breton zum Major, daß ihm der Banquerot seines Vaters nicht in Verlegenheit setzen solle und daß er ein Rabenvater seyn müsse, wenn er seine Kinder

ohne Beistand und Unterstützung lasse. Die zwölftausend Thaler wolle er ihm in vierzehn Tagen auszahlen und viertausend Thaler noch obendrein, ohne ihm von dem Jahrgelde einen Heller abzuziehen. Josephinen finde er sehr angegriffen und bitte ihn um die Gefälligkeit, da in Verton alles so unruhig sey, sie mit nach Vevée nehmen zu dürfen. Wenn es sein Verhältniß gestatte, so werde er es noch lieber sehen, wenn er seine Gattin begleiten könne.

Der Major ließ seine Frau mit dem Vater abziehen und sagte: „Nach vierzehn Tagen hole ich mir die sechzehntausend Thaler ab. Sie halten Wort. Es ist bei mir bestimmt, daß

ich mit Josephinen in C...n meinen Wohnsitz aufschlage. Haben Sie etwas dawider?" — Sehr artig und freundlich sagte Breton, den der ernste, fast zornige, gebieterische Blick des Majors schreckte: „Nichts, gar nichts, handeln Sie ganz nach Ihrem Gefallen."

Als Breton das Schloß Verton auf dem Rücken hatte, sagte er mit einem schweren Seufzer: „Ist mir's doch, als ob mir eine schwere Last vom Herzen genommen wäre. Ach! in welches Unglück stürzt ein Verschwender sich und seine Familie! Gewiß, Du hast in dem glänzenden Verton, wo aller Prunk Betrug und Lüge war, noch keinen ruhigen Tag verlebt. Rede, ist's nicht so?" — „So ist's," erwiederte Jose-

phine. „Der Major ist kein Mann für mich. Wie verschieden sind unsere Gemüther! Kein Funke von Religion erwärmt sein Herz. Wie wenig Achtung hat er für die Tugend. Seine stete Kränklichkeit verstimmt sein Gemüth. Er verwünscht das Leben, wie eine unerträgliche Bürde. Kann ich bei ihm mich aufheitern? Halten Sie ihm ja Wort und bezahlen Sie ihm die versprochenen sechzehntausend Thaler. Ich glaube es errathen zu haben, daß er von Schuldnern geplagt ist. Bezahlen Sie so viel für ihn, als Sie können. Bedenken Sie nur, daß er mein Gatte, daß er Ihr Schwiegersohn ist. Es ist Pflicht, daß Sie ihm helfen." — „Welch ein Mensch ist dieser Major! Ungesund, heftig, ohne Religion und Gewissen, in

Schulden bis über die Ohren! Ist's doch, als ob ich von Gott gestraft, Dir einen Mann für Geld hätte kaufen müssen. Wie hoch soll ich diesen anschlagen? Josephine, das Band der Ehe, was Dich an ihn kettet, kann wieder getrennt werden, und es muß früher geschehen, ehe ich noch eine Summe Geldes an ihn verschwende." — „Vater, das rathen Sie mir? Habe ich ihm nicht Treue gelobt bis in den Tod? Soll ich wortbrüchig werden? War meine Verheirathung mit ihm nicht Ihr Wunsch und Wille? Bewies ich nicht einen kindlichen Gehorsam, dem ich die liebste Neigung meines Herzens aufopferte? Nein, nein, Vater, so leichtsinnig und pflichtvergessen denkt Ihre Tochter nicht. An wen soll sich der Un-

glückliche halten, wenn Sie ihn loslassen? Seine Lage verstimmt ihn nur, Mitleid verdient er, aber keine Härte und Verachtung. Stehen Sie ihm bei, machen Sie ihm das Herz leichter, wer weiß, ob Sie in ihm nicht einen dankbaren Sohn gewinnen. So schwer er mir meine Tugend und Pflichten macht, ich will in ihrem Dienste nicht ermüden. Meine Mutter hat mich's gelehrt, ein Weib, welches sich im Kampfe mit unverdienten Leiden herrlich behauptet, empfängt im Himmel die unvergängliche Krone. Reden Sie nicht wieder von Scheidung, für mich hat die Ehe einen andern Sinn, wie ein gemeiner Contrakt, den man eine Weile gelten lassen und wieder aufheben kann. Von Gott kömmt mein Schicksal, von mir

werfen soll ich's nicht, sondern es weise und christlich tragen, so weit meine Kraft reicht." —

Der Vater umarmte Josephinen und sagte: „O! Du köstliche Perle Deines Geschlechts! Hätte ich Dich früher so gekannt, wie ich Dich nun kennen lerne, ich würde Deine Freiheit nicht beschränkt und Deine Neigung nicht so despotisch beherrscht haben. Erschwere mein Leben durch keinen Vorwurf, die Reue straft mich hart genug . . ." Er schwieg, sank in tiefes Nachdenken und dachte: welch ein glücklicher Vater wärest Du jetzt, hättest Du Carl Lebrüne Deine Tochter gegeben!

Nach etlichen Tagen fragte er Jo-

phinen, ob sie Antonien zu sprechen wünsche, in diesem Falle wollte er sie nach Vevée einladen. — „Das wünsche ich nicht,“ sagte Josephine, „ihr Anblick und mein Gespräch mit ihr würde nur verharschte Wunden aufreißen. Sie weiß es, daß ich sie liebe und nie gab sie mir Gelegenheit, ihre Freundschaft zu bezweifeln. Leicht könnte mir's der Major auch übel nehmen, wenn ich die Schwester Carls zu mir kommen ließe, da er es weiß, wie wir uns liebten. Gern suche ich alles zu vermeiden, was ihn verdrießen und mißtrauisch machen könnte. Diese Beruhigung, diesen Trost will ich wenigstens haben, wenn auch sonst eine trübe Wolke mein ganzes Leben überzieht.“

Der Major schrieb in den vierzehn Tagen nicht an seine Gattin und kam auch nicht selbst. Sie verargte ihm das nicht. Fern von ihm war ihr wohler, als in seiner Nähe. Sie machte die Erfahrung, daß der Kummer über den Tod ihrer Mutter, bei den Leiden, eine unglückliche Gattin zu seyn, ihr zu einem süßen Schmerze geworden war, der sie aufrichtete und erquickte. Er war es, der sie zum Himmel erhob und sie stärkte, mit Gelassenheit und Ruhe das irdische Weh zu ertragen. Oft besuchte sie das Grab der vollendeten Frommen und getrösteter kehrte sie von demselben zurück. Hier erschien ihr das Leben im Staube, wie eine Spanne Zeit, und die grenzenlose Ewigkeit dehnte sich vor ihren Blicken aus. Sie faßte den Ent=

schluß, welcher durch nichts erschüttert werden sollte, nie, von Leiden bestürmt, eine That zu begehen, die sie der Hoffnung einer seligen Unsterblichkeit unwerth mache. Der Vater war gegen sie die Liebe und Güte selbst, als ob er ihr die Qual erleichtern wollte, die sie tragen mußte. Unbeschreiblich groß und theilnehmend war seine Zärtlichkeit. „Wenn ich zu Deinem Glücke beitragen kann," sprach er, „so soll mir auch das Theuerste nicht zu theuer seyn. Harre muthig aus, die Güte des Allgerechten läßt die fromme Dulderin nicht unbelohnt . . ." Der Vater erschien ihr jetzt in einem ganz andern Lichte, als sie ihn sonst zu sehen gewohnt war. Ihr ganzes Herz schloß sich an ihn an und seine Liebe rührte sie im Innersten.

Dein Unglück trägt schon eine schöne Frucht, dachte sie, daß es dir den Vater offenbart, den du vielleicht nie kennen gelernt hättest, wenn du nicht in diese traurige Lage gerathen wärest. Wie gut ist er, wie väterlich, wie theilnehmend!

Am vierzehnten Tage erschien der Major in Vevée und brachte einen Herrn von Rollin mit, den er seinen Jugendfreund nannte. Beide wurden mit aller Gastfreundschaft aufgenommen und Breton zwang sich zu einer Freundlichkeit, die ihm höchst zuwider war. Um seiner Tochter willen durfte er den Schwiegersohn nicht noch mehr wider sich einnehmen. Nur zum Schein zeigte der Major eine Zärtlichkeit gegen Jo-

sephinen, mit der es nicht ernstlich gemeint war, sprach von seiner Sehnsucht, die er in der Zeit der Trennung von ihr empfunden hätte und sagte auch: „Trügt mich mein Auge nicht, so bist Du viel schöner geworden . . .“ Sie sah vor sich nieder und erwiederte diese Schmeichelei mit nichts. Die Ruhe ihres Gemüths war nun auf einmal wieder gestört, ihre Freiheit war gefesselt und sie fühlte sich ängstlich und beklommen.

Der Herr von Rollin, welcher dem Major eine gute Summe von dem Gelde hatte mit verzehren und vertrinken helfen, was er ihm um hohe Zinsen borgte, war ein sehr artiger, geschmeidiger und unterhaltender Mann. Seine Miene

lächelte fast immer und er verstand die Kunst, die Gemüther leicht für sich einzunehmen. Ein Wüstling war er nicht, genoß mit Vorsicht jedes Vergnügen, ob es erlaubt und sittlich war, darauf kam es ihm nicht an. Seine Laster wußte er klüglich zu verbergen und war listig genug, die Leute mit dem Schein einer erheuchelten Tugend zu betrügen. Er fischte gern im Trüben und bei seiner innern Verwerflichkeit wußte er den Ruf eines gefälligen, gütigen und unverdorbenen Jünglings zu behaupten. Manches Weib hatte er schon verführt und ihm möglichsten Vorschub geleistet, den Gatten auf alle Weise zu betrügen. Gefiel ihm die eine nicht mehr, so versuchte er sein Glück bei einer andern. Die Verlassene aber hatte er in so viele

Verbrechen verwickelt, daß sie es nicht wagen durfte, ihn zu verrathen. Er gehörte ganz zu jenen Hausfreunden, die das Vertrauen des Mannes erschleichen, dem sie Schimpf und Schande anthun. Da er so viele Schwache unter dem schönen Geschlechte fand, die sich in sein trügerisches Netz kirren ließen, hatte er den Glauben an weibliche Tugend ganz verloren und war der Meinung, daß eine Schöne sich's durchaus nicht als Tugend anrechnen könne, wenn sie ihre Unschuld behaupte, sie habe dieselbe nur der Ungeschicklichkeit des Verführers zu verdanken. Die einzelnen edeln Weiber, die ihn von sich zurückwiesen, waren der Gegenstand seiner Rache und eher ruhte er nicht, bis er ihnen so recht geheim und aus der

Ferne einen bösen Streich gespielt hatte.

Die reizende Josephine machte einen nicht gewöhnlichen Eindruck auf ihn. Sie hatte er zu verführen augenblicklich beschlossen und glaubte dazu die Gelegenheit zu finden, wenn der Major erst mit ihr in C. . . n wohnte. Er betrachtete sie als eine Unerfahrne, die auf dem Lande erzogen sey und von den Ränken der großen Welt nichts wisse. Ihr etwaniges Tugendgebäude zu erschüttern, das däuchte ihm nur eine Kleinigkeit. Welche Vorzüge hatte er auch in Hinsicht des Körpers vor dem Major voraus! Lieblich, sanft, fromm, muthig, beherzt, wie's Josephine am liebsten sah, wollte er sich ihr

zeigen, sie, wenn er ihr Zutrauen erst gewonnen hatte, trösten, beruhigen, wenn der launische, kränkelnde Ehegemahl sie betrübte, und dann ging es ohne Hinderniß auf das Ziel los, wo die weinende Unschuld, das befleckte Gewissen steht und nach einer strafenden Zukunft hinzeigt.

Er richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die junge Frau und behandelte sie mit einer Zartheit, die sie gegen ihn nicht gleichgültig bleiben ließ. Da sie sich am späten Abend aus der Gesellschaft entfernte, weil sie wegen ihres Uebelbefindens nicht länger aufbleiben konnte, fing der Major also zu seinem Schwiegervater zu reden an:

Major. Ohne alle Zurückhaltung darf ich in Gegenwart meines Freundes Rollin reden. Wir verschweigen uns kein Geheimniß und unsere Liebe und Freundschaft wurde in früher Jugend gegründet. Sie waren so gütig, mir einen Termin zu bestimmen, wo Sie mir sechzehntausend Thaler auszahlen wollten. Verzeihen Sie's, wenn ich Sie an Ihr Versprechen erinnere. Warum sollte ich's nicht Ihnen gestehen, daß mich das Unglück, welches meinen Vater betroffen hat, wenigstens in eine kleine Verlegenheit setzt. Er wollte einige nicht unbeträchtliche Zahlungen für mich leisten, und das ist nun nicht möglich. Sie sind mein Vater geworden, und diesen ersten Beweis der Liebe erbitte ich mir von Ihnen.

Breton. Lieber Major, ich erfülle mein Versprechen, und zahle Ihnen in jeder Stunde die versprochenen sechzehntausend Thaler aus. Sie werden, denke ich, hinreichen, Sie aus aller Verlegenheit zu reißen, Ihre Einrichtung damit zu treffen, daß Sie Ihrem Stande gemäß leben können. Viel Mühe hat es mir gekostet, in der geldarmen Zeit diese Summe zusammen zu bringen. Mein Kapitalvermögen ist nicht beträchtlich und auf meinen Grundstücken haftet noch manche Schuld. Aber ich betheure es Ihnen, daß ich Ihnen das Geld gern gebe.

Major. Verzeihen Sie, daß ich aufrichtig gestehe, es reicht noch nicht hin, um mich schuldenfrei zu machen.

Sollte es Ihnen an baarer Casse fehlen, so erbietet sich mein Freund Rollin, wenn Sie ihm einen Wechsel ausstellen, mir neuntausend Thaler auszuzahlen. Dieses Geldes würde ich bedürfen, um nicht in die Noth zu gerathen, die meinen unvergeßlichen Vater ums Leben gebracht hat.

Breton. (Voll Staunen und Verdruß.) Sie theilen mir da eine Nachricht mit, die mich erschreckt. Wie konnten Sie so viel Geld vergeuden! Glauben Sie ja nicht, daß meine Casse ein unerschöpflicher Quell ist. Die Verpflichtung, Ihnen Alles zu geben, was ich habe, um in meinem Alter Gnadenbrodt zu essen, kenne ich nicht. Die bestimmten Grenzen, wie viel ich Ihnen

zu geben im Stande bin, überschreite ich nicht, was daraus auch entstehen mag. Meine Tochter und Sie kann ich ernähren, wenn Sie in Vevée bleiben wollen. Die Güter, die ich habe, sind Josephinens Eigenthum nach meinem Tode, und ich werde Verfügungen treffen, daß sie keine Macht hat, davon etwas zu nehmen und zu verschenken, und, daß ihr nichts davon genommen werden kann. Dem Herrn von Rollin stelle ich keinen Wechsel aus und wenn ich ihn nach acht Tagen wieder einlösen könnte. Herr Major, Sie spielen ein Spiel mit mir, das mich bald banquerot machen würde, wenn ich einfältig genug dazu wäre. Uebrigens ist mir die Dreistigkeit, mit der Sie fordern können, ganz unbegreiflich. Behandeln

Sie mich doch wie eine Zitrone, der man allen Saft abpressen kann. Hätten Sie nicht gegen mich, vor der Verheirathung mit meiner Tochter, aufrichtig seyn müssen? Damals konnte ich thun, was ich wollte. Haben Sie mich nicht getäuscht?

Major. Herr von Breton, das sind Redensarten. Die Antwort, die darauf gebührt, behalte ich mir bis zu einer gelegenen Zeit vor. Heute handelt sich's nur darum, ob Sie mir noch Neuntausend baar, oder in einem Wechsel, den Sie an meinen Freund ausstellen, geben wollen, oder nicht. Ueber die sechzehntausend Thaler kann ich disponiren, Sie haben sie mir versprochen und können Ihr Wort nicht zurückneh-

men. Was sind Sie zu thun gesonnen? Von Ihrem Entschlusse, von diesem ersten Opfer, was ich von Ihnen fordere, hängt viel ab, das gebe ich Ihnen zu bedenken.

Breton. Drohen Sie, wie Sie wollen, ich bin kein furchtsamer Hase. Die Schulden, die ich nicht machte, bezahle ich nicht. Für die Folgen Ihrer Handlungsweise sind Sie allein verantwortlich. Aber, ich zahle, ich schenke Ihnen fünf und zwanzigtausend Thaler, wenn Sie sich von meiner Tochter scheiden lassen, so, glaube ich, noch wohlfeil genug aus einem Unglücke gekommes zu seyn, das . . .

Major. Ich glaube, Sie rasen.

Das höchste Gut auf Erden ist mir meine Frau, und für keinen Preis feil. Sie sollen mir Josephinen wohl lassen und noch Geld obenein geben, wenn ich sie behalte. (Er wandte sich an Rollin und sagte:) Rollin, ich wecke meine Frau, in einer Stunde fahren wir ab. Sie wird mir folgen, und, hätte sie der Vater zum widerspenstigen Ungehorsam verführt, so habe ich die Gewalt des Gesetzes auf meiner Seite. Erst aber, Herr von Breton, bitte ich um die sechzehntausend Thaler . . .

Breton. Morgen, wenn der Tag graut, eher nicht, zahle ich Ihnen das Geld aus. Welch ein Brausekopf sind Sie! Wollen Sie denn nicht ruhig mit

sich sprechen lassen? Legen Sie denn jedes Wort auf die Goldwage?

Major. Wären Sie nicht der Vater meiner Gattin, Herr, ich würde aus einem andern Tone mit Ihnen reden. Das aber betheure ich Ihnen bei meiner Ehre, Ihr Schloß betrete ich nicht wieder. Verschonen Sie mich in Zukunft mit Ihren Besuchen. Ihr Verhältniß zu mir haben Sie mit Füßen getreten und ich erkenne in Ihnen einen Mann, der die Stirn hat, Andere unverzeihlich zu beleidigen. Lassen Sie mich in Ruhe, jede unsanfte Berührung von heute an, werde ich zu rächen wissen.

Josephine erschrack, ängstigte sich,

Bayerische Staatsbibliothek München

als der Major beleidigende Reden gegen ihren Vater ausstieß. Er erzählte ihr die harten Worte, die Breton ausstieß und kündigte ihr für den folgenden Morgen die Abreise an. Breton wollte sich mit dem Major wieder beim Geld-auszahlen versöhnen, aber dieser stieß ihn mit liebloser Kälte von sich. Als das Geld im Wagen war, nahm er Josephinen am Arm und sagte: „Folge mir und verarge mir's nicht, wenn ich mich auf immer von einem Orte entfernt halte, wo mir eine Beleidigung wiederfuhr, die ich mit Blut abwaschen würde, wenn ich nicht Rücksichten nähme."

Breton war in der peinlichsten Verlegenheit. Er erfuhr es nach einigen

Bayerische Staatsbibliothek München

Tagen, daß der Major zu C...n in einem großen Hause wohnte, das er von dem Herrn von Rollin gemiethet hatte. Die unglückliche Lage, in der Josephine lebte, verschlimmerte sich gar sehr. Ihr Gatte kränkelte fast beständig und war im höchsten Grade übel gelaunt. Ihren Vater behandelte er wie den verächtlichsten Menschen. Oft, wenn sie ein Wort für ihn zum Frieden reden wollte, fuhr er sie hart und ungestüm an. Am schrecklichsten war es ihr, daß sie von diesem Major ein Unterpfand des ehelichen Vereins unter ihrem Herzen trug. Sie befand sich auch nicht wohl, war schwermüthig und tieftrauernd. Nur in der Religion und in der Hoffnung, daß sie bald sterben werde, fand sie Trost. Oft empfand sie über ihren Gatten,

der von so vielen Plagen bestürmt wurde, ob sie auch die Früchte seines frühern gesetz- und gewissenlosen Lebens waren, das größte Mitleid, oft aber, wenn er sie beleidigte, konnte sie auch den Anfällen einer gehässigen Abneigung gegen ihn nicht widerstehen.

Jetzt trat eine so große Noth ein, die den kränkelnden Major ins Gefängniß gebracht haben würde, wenn er nicht neuntausend Thaler, nach Verlauf von acht Tagen, bezahlte. Sie ließ sich leicht zu einer Reise nach Vevée erbitten, um ihren Vater zu erweichen, daß er die Summe herausgab. Schon früher war sein Freund Lebrüne bei ihm gewesen und hatte ihn dringend ersucht, seinen Schwiegersohn nur aus

dieser Verlegenheit zu retten, den er mit den Worten abschläglich beschied: „Der Major soll selber zu mir kommen.“ Thränen rollten über seine Wangen, als er die unglückliche Josephine umarmte und auf der Stelle gab er ihr das Versprechen, daß er sie mit leerer Hand nicht zurückreisen lassen werde. Zwei volle Tage blieb sie bei ihm, machte ihrem gepreßten Herzen Luft und gelobte es ihm feierlich, sich von ihrem Manne zu trennen, wenn sie ihre Niederkunft überstanden hätte.

An dem Morgen, wo sie abreisen wollte, kam Herr von Rollin an und, als Josephine ihn ängstlich fragte, ob er ein Trauerbote sey, erwiederte er: „Ameil war ängstlich, ob Sie so bald

wieder kommen würden und bat mich, nach Vevée zu reisen, um Sie ihm wieder zuzuführen. Diese Bitte konnte ich ihm nicht abschlagen." — „Ich bin zur Abreise bereit," sagte sie, „und mein Vater hat den Wunsch meines Gatten erfüllt." — „Herr von Breton," so redete ihn Rollin an, „Sie sind ein sehr gütiger Vater! Der Major ist mein Freund; aber gegen Sie darf ich's nicht bergen, wenn ich aufrichtig gestehe, daß ihm diese neuntausend Thaler von allen seinen Schulden nicht frei machen. Ich selbst habe ihn vor einem Jahre mit einer größern Summe aus den Krallen seiner unbarmherzigen Creditoren gezogen und überzeuge mich nun erst, daß ich nur den Wucherern einen Gefallen damit gethan habe. Pressen

will ich den Major nicht, aber erlassen kann ich ihm die Schuld auch nicht, da ich von meinen Zinsen leben muß. Aber warum fragten Sie keinen Menschen nach dem Major, als Sie Ihre herrliche Tochter mit ihm verheirathen wollten?" — „Was würde mir das Fragen geholfen haben," erwiederte Breton, „die Wahrheit hätte ich doch nicht erfahren, die kömmt immer zu spät." — „Bei Gott, hätte ich Sie gekannt, ich würde Sie Ihnen nicht verschwiegen haben. Unverzeihlich ist's, wie Ameil so handeln konnte. Mein Vertrauen, meine Achtung gegen ihn sinkt immer mehr, wenn ich sehe, wie er noch Ausgaben macht, die er vermeiden könnte. Möchte er für seine Schuld büßen, wenn nur seine Gattin nicht so litte! Frau

Majorin, das Herz möchte mir zerspringen, wenn ich Sie so leiden sehe. Edler Vater, thun Sie das Aeußerste, um Ihre Tochter zu retten, die in diesem Sturme untergehen muß." — „Wie viel ist Ihnen denn der Major schuldig?" — „Noch zehntausend Thaler," sagte Rollin, „aber, wie gesagt, um seiner fürtrefflichen Gattin willen habe ich mit ihm Nachsicht. Gefahr ist dabei, denn seine Gesundheit ist erschüttert, und üble Laune, Gram und Verdruß reibt den Rest derselben auf."

Breton faßte Vertrauen zu Herrn von Rollin, der so offen und unverstellt, so theilnehmend und herzlich war, und beim Abschiede bat er ihn recht dringend um einen baldigen Besuch,

weil er öfter Nachricht von seiner Tochter zu haben wünschte. Mit recht freundlichen Gesinnungen schieden die Beiden aus einander. Josephine bat ihn selbst, daß er mit ihr in einem Wagen fahren möchte, weil sie des Geldes wegen ängstlich sey, da sie einen großen Wald passiren müsse. Zu dieser Gefälligkeit, wozu er sich später selbst erboten hätte, ließ sich Rollin gern bereit finden.

Der Abschied von Vevée war für Josephinen sehr traurig. Es war ihr, als ob sie den Hafen der Ruhe verließe, um sich in die Wogen des Unglücks zu stürzen. Rollin wußte sie durch seine listige Klugheit in eine solche Stimmung zu setzen, daß sie ihm ihr Leid, was sie quälte, ohne allen Rückhalt

gestand. Es that ihrem Herzen wohl, ihren Kummer ausschütten zu können. Rollin war ja der intimste Freund ihres Gatten. Der feine Betrüger rühmte die guten Eigenschaften seines Freundes, entschuldigte seine Launen mit der höchst verdrießlichen Lage, aus der er sich nicht retten könne, und bat sie um Mitleid und Nachsicht gegen ihn. Jetzt aber zeichnete er getroffen und wahr ein Gemälde von dem Major, das ihn als ein leichtsinniges, gewissenloses, pflichtvergessenes Wesen darstellte, und Josephine mußte es in ihrem Innern eingeständig seyn, daß er nicht übertrieb und Unrecht that. Er betheuerte es ihr, wie ihr trauriges Schicksal ihn erschütterte, daß ihre Thränen sein Herz zerrissen, daß er, ohne Empörung gegen

den Major, sie nicht leiden sehen könne. Er sey fest entschlossen, das Theuerste aufzuopfern, um ihre Lage erträglicher zu machen, um sie von einem Manne loszureisen, der ihr Plagegeist wäre. „Arme, unglückliche Josephine," sprach er jetzt, „wann wird der Himmel Ihrem Jammer ein Ende machen!" Seine Stimme sprach seine innere Rührung aus, er nahm sein Taschentuch und wischte sich die Augen, in denen keine Thräne war.

Josephine sprach: „Einen Freund zu finden, der mit mir leidet, das ist Balsam für meine Wunden. Mein Herz dankt Ihnen! Verlassen Sie mich nicht; geben Sie bisweilen von mir meinem Vater Nachricht; rathen Sie mir, wenn

ich mir in meiner Unerfahrenheit nicht helfen kann!" . . . Sie gab ihm die Hand, drückte sie mit Innigkeit, er küßte sie mit der Glut eines Verliebten.

Unter dem Vorwande, daß sie auf dem Sitze im Wagen unangenehm hin und her bewegt würde, nahm er sie in seinen Arm. Sie überwand ein inneres Sträuben und wollte es nicht verrathen, als ob sie diesem Beweise der artigen Gefälligkeit einen Sinn unterlegte, der zu falschen, beleidigenden Mißdeutungen führen konnte. Er wurde dreister, preßte sie mehr und mehr an sich, das Feuer seiner Leidenschaft fing an heftiger zu glühen, er drückte einen und noch einen Kuß auf ihre

Wangen. Sie schwieg, sah vor sich nieder und er wurde es gewahr, daß sie erröthete. Dies nahm er für ein Zeichen, wofür es ihm oft galt, daß er sich dem Siege über die Unschuld nahte. Unverhalten brach er mit dem Geständniß hervor: „Theuerste Josephine, verkennen Sie mich nicht, wenn ich mich mit Worten zu der Achtung bekenne, die ich schon längst verborgen gegen Sie in meiner Seele trug. Wie eine Heilige, so verehre ich Sie. Mißdeuten Sie die Zeichen einer Neigung nicht, die Ihre Tugend geweckt hat, die Ihre weibliche Vollkommenheit erhöht. Warum soll ich's verschweigen, daß Ihr unglückliches Verhältniß mit dem Major mich rührt und erschüttert. Glauben Sie an meine innigste Theilnahme

und betrachten Sie mich als einen Bruder, gegen den das Schwesterherz kein Geheimniß hat. Viel, sehr viel kann ich dazu beitragen, um Ihnen Ihre Lage erträglicher zu machen, und von Ihnen wird es abhangen, ob Sie meine Freundschaftsdienste annehmen wollen. Glauben Sie nicht, daß ich falsch gegen den Major bin, dessen Betragen ich durchaus mißbillige, ich lasse darum nicht von ihm los, damit er nicht tiefer sinkt. Wenn ich mein Kapital von ihm zurückforderte, so würde er mit seinem Vater ein Schicksal theilen und vielleicht enden, wie dieser; aber aus Rücksicht gegen Sie, theure Josephine, bin ich gegen ihn schonend. Nur, darum bitte ich Sie nochmals, verkennen, mißdeuten Sie mich nicht und

überzeugen Sie sich, daß es Niemand redlicher, aufrichtiger mit Ihnen meint, als ich."

Josephine erwiederte: „Was Sie mir selbst betheuern, das will ich glauben; aber die Erfahrung wird mich erst davon überzeugen. Uebrigens sind mir alle die Frauen verhaßte Geschöpfe, die mit einem der Freunde ihres Gatten ein Complott gegen ihn machen. Der Unschuld und Tugend bleibe ich treu bis in den Tod, sie wird mich in allen Leiden stärken und trösten, keine List und Verführung, und wenn sie sich mir in der Gestalt eines Engels nahte, kann meine Grundsätze erschüttern. Eines Trösters bedarf ich nicht, der Gott, der mir eine Last auflegte, hilft sie mir

tragen. Uebrigens, Herr von Rollin, kann ich's nach Ihren Aeußerungen nicht glauben, daß Sie es redlich mit mir und meinem Gatten meinen. Was Sie von ihm und zu mir sagten, das will ich zu vergessen suchen; sollten Sie sich aber zu Schritten erkühnen, die mit der Wahrheit und Reinheit eines frommen Gemüths nicht übereinstimmen, dann werde ich meinen Gatten anflehen, daß er mich gegen Sie beschützt . . . ." — „Was denken Sie, was wollen Sie, Josephine, ich verstehe Sie nicht? Sie sind mir unbegreiflich! Sie beleidigen mich! Haben Sie in einer Welt gelebt, wo das Laster auflauert, die Tugend zu stürzen? Ich will schweigen; aber das versichere ich Ihnen, daß ich nie eine größere Kränkung, als von Ihnen,

erfuhr. Denken Sie an mich, die Zeit wird kommen, wo Sie's gereut, daß Sie mich mit dieser Härte von sich stießen. Sagen Sie dem Major, was Sie wollen, ich werde mich bei ihm zu rechtfertigen wissen. Wenn ich schweige und kein Wort mehr rede, so halten Sie dies nicht für rachsüchtigen Trotz, es ist natürlicher, gerechter Schmerz, den man nicht beherrschen kann, wenn man so verkannt wird."

Sie sagte einige Worte zu ihrer Entschuldigung und er versicherte dagegen, daß er gern verzeihe, ob auch sein Herz noch so tief verwundet sey. „Urtheilen Sie von mir, was Sie wollen," sagte er zuletzt, „die Zukunft wird mich bei Ihnen rechtfertigen."

Der Major heiterte sich ein Weilchen auf, als seine Gattin ihm die Nachricht brachte, daß sie von dem Vater das verlangte Geld erhalten habe. Finster und mißvergnügt wurde er aber wieder, da er bei einer genauern Berechnung fand, daß es doch nicht zureichte, die dringendsten Schulden zu bezahlen. Nach einem Monat foderte er seine Gattin wieder auf, abermals nach Vevée zu reisen, um ihrem Vater eine Summe abzupressen. Dazu wollte sie sich nicht verstehen und er behandelte sie hart und ungerecht.

Sein körperliches Uebelbefinden nahm immer mehr zu und täglich wurde sein Zustand bedenklicher und schlimmer. Er hatte weder am Tage, noch des

Nachts Ruhe, und die unglückliche Josephine war der Gegenstand, an dem sein Unwille und sein Zürnen sich abkühlte. Mit wahrer Heldenkraft ertrug sie die unverdienten Beleidigungen ihres Gatten, den ihre Tugend, ihre Güte und Geduld nicht rührte.

Uebrigens war es allgemein bekannt, daß beide Gatten in dem unglücklichsten, ehelichen Verhältnisse lebten. Einige Leute meinten, daß er, Andere, daß sie daran schuld sey. Am ärgsten ging's aber über den Herrn von Breton her, daß er nichts that, um den Major gegen die Quälereien seiner Gläubiger sicher zu stellen.

Jetzt kam der Major auf den ra=

senden Gedanken, seinen Schwiegervater zu ermorden, um Herr seines Vermögens zu werden; aber der Anschlag mißlang und die böse That blieb unvollzogen.

An einem Sonntage verließ er höchst mürrisch sein Lager und sprach kein Wort mit seiner Gattin. Als die Glocken zur Kirche läuteten, befahl er im gebieterischen Ton, daß sie dem Gottesdienste beiwohnen sollte, da er einige Stunden allein seyn wolle. Sie erfüllte seinen Befehl pünktlich. Da sie nach geendigtem Gottesdienste in die Thür trat, kam ihr ein Bediente entgegen, welcher mit starren Blicken sagte: „Der Herr ist vor einer Stunde gestorben. Niemand als Herr von Rollin ist

bei ihm." Sie trat ins Zimmer, er lag todt auf einem Bette und Rollin stand vor ihm. Sie konnte vor Schreck nicht weinen. „Madame," sagte Rollin, „der Major hat mir in den letzten Augenblicken seines Lebens ein Geständniß gethan, was ich nicht verschweigen darf. Sie, Sie sind seine Mörderin, Sie haben ihn vergiftet." — „Ich, ich?" rief Josephine aus. „Wie kann er das sagen! Meine Unschuld kennt Gott! Ich, eine Vergifterin? Die Wahrheit wird ans Licht kommen!" — „Das wird sie," erwiederte Rollin, und eilte davon.

Nach Verlauf einer Stunde wurde Josephine verhaftet und nach einem sichern Verwahrsam abgeführt. Sie folgte, ohne Widerrede, geduldig, wie

ein Lamm. Am folgenden Tage durchsuchte man die Papiere des Majors, weil Rollin dazu rieth, und fand auf einem geschriebenen Bogen die Worte mit einer frischen Feder und frischer Tinte geschrieben:

„Ehe meine Gattin in die Kirche ging, reichte sie mir eine Tasse Chokolate, die ich alle Morgen zu meiner Stärkung genoß. Nach wenigen Minuten fühlte ich ein heftiges Reißen und überzeugte mich, daß sie mich vergiftet hätte. Für die Ursache meines Todes muß ich sie halten. Nie hat sie mich geliebt. Ich werde sterben und flehe es von einer gerechten Obrigkeit, sie zu bestrafen."

Achte Scene.

Die erschütternde Nachricht.

Von der Obrigkeit wurden sogleich Befehle ertheilt, als die Aerzte versicherten, daß in dem Körper des Majors keine Spur des Lebens mehr sey, daß er geöffnet, untersucht und der erforderliche Bescheid dem Gerichte übergeben werden sollte. Es ergab sich, daß der Gemordete über zwei Drachmen Arsenik verschluckt hatte. Bei näherer Besichtigung der Leiche zeigte sich nicht allein

ein unheilbarer Leberschaden, sondern auch eine äußere, örtliche Krankheit, die die natürliche Folge eines ausschweifenden Lebens ist, und die sinnlichen Lüstlinge schrecklich peinigt. Der Arzt, der den Kranken behandelt hatte, sagte aus, daß der Major voll Lebensüberdruß gewesen wäre und einmal gesagt hätte, er werde seiner Höllenpein bald ein Ende machen.

Von dem Hausgesinde sagte die Köchin aus: sie habe an dem Morgen, wo der Herr gestorben sey, wie gewöhnlich, Chokolate gekocht, welche der Bediente auf das Zimmer desselben getragen habe. Der Bediente ließ sich also vernehmen: die Frau Majorin wäre im Zimmer gewesen, als er die Choko=

late auf den Tisch gesetzt hätte, den Herrn habe er nicht bemerkt. Die gnädige Frau hätte ihm einen Auftrag gegeben und so habe er sich sogleich vom Zimmer entfernen müssen. Was in seiner Abwesenheit geschehen sey, davon wisse er nichts. Nach etwa zehn oder zwölf Minuten wäre die Majorin nach der Kirche hingegangen. Auf einmal habe er seinen Herrn laut ihn bei seinem Namen rufen hören. Mit verzerrtem Gesicht hätte er ihm befohlen, sogleich den Herrn von Rollin zu rufen. Dieser wäre nach einer Viertelstunde etwa gekommen. Erst, als der Major todt gewesen sey, nicht eher, habe er ihn wieder gesehen.

Herr von Rollin legte vor dem Ge=

richte folgendes Zeugniß ab: „Der Bediente des Majors kam mit verstörtem Gesicht zu mir und sagte: ich solle sogleich zu seinem Herrn kommen. Ist er krank, fragte ich, und der Mensch antwortete, er glaube es. Schnell ging ich zu dem Major hin und fand ihn in dem Zimmer umhergehend. Er sagte: daß er im Halse und Magen die fürchterlichsten Schmerzen empfinde. Er zeigte auf eine Tasse hin, welche ausgetrunken auf dem Tische stand und sprach: damit hat mich mein Weib vergiftet. Er fuhr also fort: da ich fürchtete, früher zu sterben, als Du zu mir kämst, habe ich die schändliche That auf ein Papier geschrieben, das man, nach meinem Tode, unter meinen Schriften finden wird . . . Ich wollte sogleich

nach einem Arzt schicken, er aber sagte: kein Mensch kann mir helfen, ich fühle es, daß ich sterben muß. Als ich mit aller Gewalt dennoch fortschicken wollte und sagte: daß ich mich verantwortlich machen werde, wenn ich nicht für Hülfe gesorgt hätte, da zog er unter dem Sophakissen zwei geladene Pistolen hervor und sprach: wenn Du das Zimmer verlässest und von mir gehst, werde ich Dich erschießen. Auf meine Frage, was er mit den geladenen Pistolen machen wolle, erwiederte er: wenn ich so lange noch lebe, bis meine Frau von der Kirche kömmt und in die Stube tritt, so will ich die Giftmischerin erschießen. Meine Lage war die schrecklichste. Die Krämpfe und innern Schmerzen nahmen zu, der Major verlor fast die Besin-

nung. Das geladene Pistol ließ er nicht aus der Hand. Ich sah ihn unter den gewaltsamsten Martern enden."

„Eben war er todt, als seine Gattin ins Zimmer trat. Ich machte ihr, von Abscheu ergriffen, als ich sie erblickte, den Vorwurf: sie habe ihren Gatten mit Gift ermordet. Sie aber betheuerte ihre Unschuld. Dies sind die Thatsachen, die ich weiß, und die Wahrheit derselben bin ich mit einem Eide zu erhärten erbötig."

Das von dem Major beschriebene Blatt wurde bald gefunden, es war von ihm und, was die einzelnen Züge verriethen, mit zitternder Hand geschrieben. Alle Umstände schienen es zu be-

stätigen, daß Josephine die Mörderin ihres Gatten war. Im ersten Verhör war sie's überdies eingeständig, daß sie mit dem Major in der unglücklichsten Ehe gelebt, daß er sie täglich geplagt, daß er sie zum Gegenstande gemacht hätte, seinen Unmuth abzukühlen. Oefter habe sie sich den Tod gewünscht. Der Gedanke, sich an seinem Leben zu vergreifen, sey ihr nie eingefallen. Nur mit ihrer Unschuld könne und wolle sie sich vertheidigen. Gott könne sie zum Zeugen anrufen, daß sie die Wahrheit rede und ihm befehle sie ihre gerechte Sache. Schrecklich aber sey es ihr, daß man sie eines solchen Verbrechens schuldig glaube, ihr ganzes Leben sey Zeuge, wie sie auch das kleinste Unrecht gemieden und ihren Ruf mit kei-

ner Schuld befleckt habe. Man forderte noch andere sprechende Beweise für ihre Schuldlosigkeit und sie sagte: „Die habe ich nicht. Die Obrigkeit richte, jedes Urtheil muß ich mir gefallen lassen."

Wie viel Aufsehen es in C...n machte, daß Josephine, als Giftmischerin, eingezogen wurde, das ist leicht zu ermessen. Die Meinungen über sie und die That waren getheilt. Einige Stimmen ließen sich also vernehmen: Unmöglich hat die Gattin den Gatten gemordet. Sie hat ein frommes, religiöses Gemüth. Gewiß hat er sich aus Lebensüberdruß selbst hingerichtet. Aber welch eine teuflische Seele gehört dazu, die Gattin als Vergifterin anzuklagen

und die Anklage der Welt geschrieben zu hinterlassen, wenn sie von der Schuld frei wäre! Kurz vor seinem Tode hat er sie ja seinem Freunde, Herrn von Rollin, als seine Mörderin bezeichnet. Wäre sein Haß so weit gegen sie gegangen, daß er sie, auch nach seinem Tode, ins Unglück stürzen wollte?

Die Aerzte urtheilten, daß es wohl möglich sey, daß der körperliche Schmerz den Major bis zum Wahnsinn getrieben habe und daß er in demselben Gift genommen hätte; aber mit Gewißheit lasse sich das nicht behaupten. Man müsse sich wundern, daß er die geladenen Pistolen nicht gebraucht hätte, um schleunig zu sterben.

Andere sagten: Die unglückliche Frau ist zu bedauern. Gewiß fehlte ihr die Kraft, die Kränkungen, die ihr angethan wurden, länger auszuhalten. Es gab noch ein anderes und erlaubtes Mittel, sich von dem Plagegeiste frei zu machen. Aber, dem Manne Gift einrühren und dann in die Kirche gehen, dazu gehöre ein Gemüth, was sich kaum deuten lasse. Als warnendes Beispiel müsse sie bestraft werden.

Wie den Vater die Nachricht erschütterte, wie er nach C...n hineilte, und wie er seine Tochter im Gefängnisse sprach, das hat uns die erste Scene dargestellt. Verzweifelt, trostlos, seiner nicht mächtig, reiste er nach Vevée zurück. Nur der Glaube, Josephine

könne ein solches Verbrechen nicht begangen haben, nur die Hoffnung, ihre Unschuld werde ans Licht kommen, hielt ihn noch aufrecht.

Carl Lebrüne forderte vom Gerichte, daß er vorgelassen würde, um seine Aussage über Josephinen schriftlich aufnehmen zu lassen. Die Erlaubniß dazu wurde ihm zugestanden. Er sagte: „Sie ist unschuldig, mein Leben verbürge ich für sie. Ihr frommes Herz kenne ich. Sie sollte meine Gattin werden, sie liebte mich, der Vater verband sie, wider ihre Neigung, mit dem Major. Er hat sie gemißhandelt. Sich selbst hat er gemordet.“ Es wurde ihm erwiedert: daß seine Aussage mehr wider, als für die Gefangene zeuge. Das

edelste Menschenleben könne in gewissen Augenblicken zu einer strafbaren That fortgerissen werden. Das Gesetz richte nicht nach Vermuthungen, sondern nach Wahrheit. Wie ein Verzweifelter verließ er den Gerichtssaal.

Nach mehrern Verhören, die nichts für sie bewiesen, wurde das Todesurtheil über sie abgefaßt, das einige Zeit nach ihrer Niederkunft ihr bekannt gemacht werden sollte.

Jetzt war es dem Vater erlaubt, an seine Tochter zu schreiben. Sie durfte auch Briefe an ihn schreiben, welche an ihn abgeschickt werden konnten, da sie nichts Gesetz- und Ordnungswidriges enthielten. Man hatte

ihr ein geräumiges Zimmer angewiesen und Alles erlaubt, was Herr von Breton that, um seiner Tochter die möglichsten Bequemlichkeiten zu gewähren. Ein Arzt mußte sie täglich mehreremal besuchen und eine Wärterin war immer in ihrem Zimmer. Niemand konnte es erfahren, Josephine und ihr Vater selbst nicht, welchen Ausgang ihre Sache nehmen würde. Sie zeigte eine ungemeine Ruhe und eine seltene Ergebung in den Willen Gottes. Von ihrem Vater erhielt sie, kurz vor ihrer Niederkunft, folgendes Schreiben:

„Meine theuerste Tochter!

Gewiß ist es die Religion allein, die Dich in Deinen Leiden tröstet. Welche himmlische Kraft, ein so lan-

ges Unglück auszuhalten, beweisest Du! Achtungswerther, als je, bist Du meinem Herzen geworden. Nicht mehr zweifele ich, da alles zu ruhen scheint, was wider Dich zu sprechen schien, daß Du in Kurzem Deine Freiheit wieder erhältst. Gott stehe Dir in der schweren Stunde der Geburt bei! Was ich vermag, Dir den übrigen Theil Deines Lebens aufzuheitern, das erwarte von meiner Liebe, Carl Lebrüne, den ich wie meinen Sohn liebe, ist jetzt öfter bei mir, ich rede mit ihm nur von Dir, wir weinen über Dein Unglück. Ach! daß der Mensch erst durch schmerzhafte Erfahrungen dahin kömmt, das Rechte zu wählen! Aus Verblendung stürzte ich Dich in diese Noth, ewig wird

mich das gereuen. Du hast mir verziehen. Wärest Du nur erst in Vevée, da soll Dir meine Liebe einen Himmel bereiten ꝛc.“

Josephine beantwortete den Brief ihres Vaters, der sie in der Seele rührte, also:

„Mein guter Vater!

Gewiß leide ich bei weitem nicht das, was meine Freunde glauben und fast schmerzt es mich, daß Sie mich mit diesem kummervollen Mitleid beklagen. Nur das Eine thut mir weh, daß ich ihren Glauben an meine Unschuld nicht bis zur gewissen Ueberzeugung erheben kann. Der tröstende Geist der Religion hat mich keinen

Augenblick verlassen und er wird mich stärken, mit Ruhe und Ergebung Schwereres zu ertragen, wenn mir's aufgelegt ist. Ohne Furcht gehe ich meiner Zukunft entgegen. Ein Leben, was mit keiner Lasterthat befleckt ist, scheut keinen Richter. Dem Major habe ich selbst sein letztes Verbrechen verziehen, wodurch er sich an mir versündiget hat. Sein Ende war schrecklich, das Laster straft sehr hart. Warum man mich noch gefangen hält, das begreife ich selbst nicht. Sind die Akten meines Prozesses abgeschlossen und will man mir, weil ich ein Kind unter meinem Herzen trage, das Urtheil nicht publiciren? Niemand verlangt mehr von mir, daß ich für mich rede. Der gütigen Allmacht

habe ich meine Sache übergeben, sie walte. — Daß Sie meinen Carl väterlich lieben, der Ihrer Liebe ganz würdig ist, macht mir große Freude. Im voraus danke ich Ihnen, daß Sie mich in Vevée, wenn ich's, und das Grab meiner Mutter, je wieder erblicke, so freundlich aufnehmen wollen. Danken Sie auch in meinem Namen allen theilnehmenden Seelen, die meiner so mitleidsvoll gedenken."

Carl Lebrüne war in Vevée, als der Herr von Breton diesen Brief durch die Tochter Borxuets erhielt, welche ihn heimlich überbrachte. Sie gab ihm das Versprechen, als er sie darum bat, Josephinen den Brief zu überreichen, den er ihr an sie mitgeben werde, ohne daß

ein Mensch eine Sylbe davon erfahren sollte. Auf mehrere Fragen, die Breton und Lebrüne an sie thaten, antwortete sie: „Die Frau von Ameil ist völlig gesund und schläft ungestört. Sie lieset viel und schreibt noch mehr. Oft fand ich sie betend. Ueber keinen Menschen beklagt sie sich. Völlig hat sie sich in ihr Schicksal ergeben. Einmal sagte sie: o! wie leicht erträgt doch ein unschuldiges Herz alle Kränkungen, die ihm zugefügt werden. Den Namen Lebrüne habe ich sie noch nicht nennen hören; aber mit Liebe redet sie von ihrer verstorbenen Mutter und mit Achtung von ihrem Vater. Eine Nonne, die sie Agathe nennt, möchte sie gar zu gern sprechen. Sie will um die Erlaubniß anhalten, sie sehen zu dürfen."

Carl Lebrüne schrieb einen langen Brief an Josephinen, in dem es auch hieß: „Wie gern gäbe ich mein Leben hin, wenn ich Deine Loslassung erkaufen könnte. Geredet und gesprochen habe ich vor dem Gerichte genug für Dich, aber man wies mein Zeugniß als ungültig zurück. Mag die ganze Welt Dich verdammen und über Deine Unschuld in Zweifel seyn, mein Glaube an Dich, an Deine reine Tugend, kann nicht erschüttert werden. Ist mir's doch, als ob Du mir nun ganz wieder angehörtest; als ob meine Liebe gegen Dich einen neuen Schwung erhalten hätte. Wäre Dein Vater, wie er's jetzt ist, vor einem Jahre so gütig gegen mich gewesen, gewiß das Unglück, was Dich betroffen hat, würdest Du jetzt nicht

leiden. Lebe, erhalte Dich, damit ich's Dir beweisen kann, wie Dir mein ungetheiltes Herz ewig und ganz angehört ꝛc."

Die Thränen standen Lebrünen in den Augen, als er dem Mädchen den Brief gab. Seine Stimme zitterte, da er noch mündliche Grüße an Josephinen bestellte.

Bis ins Innerste ihrer Seele wurde tie Gefangene gerührt, als sie Carls Brief las. Sie rief laut aus: „Der edle, herrliche Jüngling glaubt an meine Unschuld und verleugnet seine Liebe gegen mich nicht! Könnte ich ihm nur danken!"

Etliche Tage nachher wurde sie leicht und glücklich von einer Tochter entbunden. Sie betrachtete das Kind mit thränenvollen Augen. Es war sehr schwächlich. Sehr traurig aber wurde sie, als man ihr ankündigte, daß sie es nicht behalten könne und daß man es in gute Verpflegung geben werde. „Ach!“ sprach sie, „nun ist mir ein Geheimniß klar, was man mir verborgen hielt! Erst nimmt man mir das Kind und bald wird man mir das Leben nehmen! Herr, ich sterbe gern, Dein Wille geschehe! Barmherziger, zu meiner Mutter willst Du mich führen? Meine Seele ist unschuldig, die Selige wird mich umarmen!“

Sie bat, daß das Kind zu Lebrü=

ne's gebracht werden sollte. Die Madame Lebrüne nahm es an, vergoß einen Strom von Thränen und Antonie schrieb folgende Zeilen an Josephinen:

„Arme, bedauernswerthe Josephine!

Keine Sprache in der Welt giebt es, die den Schmerz ausspricht, welcher mein Herz zerreißt, wenn ich mir Dich, als eine Gefangene, denke. Du bist unschuldig, Du kannst kein Verbrechen begangen haben, Gott wird Dich frei machen und rechtfertigen. Carl hat es geschworen, er will untergehen, wenn Du durch die Gewalt menschlicher Gesetze Unrecht leidest. Wir zittern, da wir es nicht errathen können, warum man so grausam war und Dir das Kind

vom Herzen riß, das Du geboren hattest, das in der Einsamkeit Dein Trost gewesen wäre. Was die Liebe nur vermag, um es mütterlich zu pflegen, das soll ihm gewährt werden. Könnte ich Dich nur Einmal an meine Brust drücken, nur mit Dir weinen! Welch ein Wiedersehn, wenn wir uns umarmen, wird das unsere seyn! Flöße mir Deine Seelengröße, Deinen Glauben an Gott, Deine Religion ein, verklärte, geheiligte Dulderin, daß ich, wie Du, den Schmerz des Lebens ertragen lerne! Meine Wünsche, meine Gebete zu Gott, sind nur auf Deine Erlösung gerichtet. Fromme, reine Seele, für Dich gab es nie einen Augenblick, wo Du Dich so weit vergessen und eine böse

That vollziehen konntest. Wie lange wirst Du noch eine Gefangene seyn? Ich seufze und weine, daß ich Dich nicht im Triumphe nach Vevée an das Herz Deines Dich unaussprechlich liebenden Vaters führen kann ꝛc."

Lebrüne meldete es seinem Sohne, der bei dem Herrn von Breton war, daß Josephine die Niederkunft glücklich überstanden hätte und sich gesund und wohl fühle. Man habe das Kind von ihr entfernt, aus welchem Grunde, wisse man nicht, vielleicht aus dem menschlichen, daß das unschuldige Geschöpf durch die Nahrung von der harmvollen Mutter nicht leiden solle. Auf Josephinens Bitte habe seine Gattin das Kind zu sich genommen und Anto-

nie, die es nur mit weinenden Augen ansehen könne, pflege es mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit. Davon solle er dem Herrn von Breton sogleich Nachricht geben.

Schon am folgenden Tage reisete Breton mit dem jungen Lebrüne nach C...n zu den Eltern desselben. Er war hoch erfreut, daß seine Tochter nach der Niederkunft gesund war; aber Alles empörte sich in ihm gegen das Kind und er wollte es nicht sehen. Sonderbar war es, daß er glaubte, Josephine wäre der Entscheidung ihres Schicksals nahe und es könne sich nicht verderblich für sie enden. Er wollte mit aller Macht auf die Publication des Urtheils dringen, die man mit un-

verzeihlichem Zögern zurückhielt. Josephinen wurde es am Morgen bekannt gemacht und er erfuhr es schon am Abend. Sie wurde als eine Gattenmörderin zum Tode mit dem Beile verurtheilt. Die Richter staunten über ihre Haltung und Seelenruhe, als sie ihr das nahe Ende ihres Lebens ankündigten. Sie seufzte nur und sagte mit zum Himmel gewandten Blicken: „Vater, Du kennst mein Herz, Du weißt auch, daß ich den Tod unschuldig leide. Dort werden es meine Richter erkennen, daß sie aus menschlicher Schwachheit fehlten. Barmherziger, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun! Kein Wort wende ich gegen mein Todesurtheil ein, bin auf mein Ende bereit

und lege mein Leben in die Hände der gerechten Allmacht."

Sie bat recht dringend, daß man Niemanden zu ihr lassen solle, keinen Freund, selbst ihren Vater nicht; aber den Geistlichen in Vevée, diesen herrlichen, weisen und frommen Diener der Religion, von dem sie unterrichtet sey, aus dessen Händen sie das Abendmahl zuerst empfangen habe, den wünsche sie zu sprechen, ihm habe sie im Angesichte des Todes ein großes Geheimniß anzuvertrauen. Sie fürchte nicht, daß man einer Sterbenden diese Bitte abschlagen, noch weniger, daß sich der Geistliche sträuben werde, sie zu erfüllen. Man versprach ihr, da ihre Wünsche billig und gerecht wären, sie pünktlich zu erfüllen.

Als sie auf ihrem Gefangenzimmer ankam, sank sie auf ihre Knie nieder und betete: „Mutter, ich komme früher zu Dir, als ich es hoffen durfte. Schrecklich ist der Weg, der mich zu Dir führt, aber ich gehe ihn mit unschuldiger Seele und Du breitest mir Deine Arme aus, mich zu empfangen. Herr des Lebens und des Todes, dort werde ich Deine Weisheit und Liebe preisen, die mir nur in der Weise, wie Du mich in Dein himmlisches Reich aufnimmst, unbegreiflich ist. Strafe den nicht, der die Schuld trägt, daß das Beil über meinen Nacken geschwungen wird und auf ihn nieder fällt. Tröste meine Freunde, überzeuge sie von meiner Unschuld. Erlöser, Gekreuzigter, stärke mich, daß ich als eine Christin die

letzten Augenblicke muthig, im Glauben und Hoffnung überwinde . . ."

Jetzt stand sie auf, setzte sich nieder, fing an zu schreiben, um ihr Tagebuch, das sehr denkwürdige Betrachtungen enthielt, zu vollenden. Sie aß und trank am Abend, wie gewöhnlich. Sie schlief die Nacht hindurch ruhig, als ob sie an den nahen Tod nicht dächte. Als sie am Morgen betete, öffnete sich die Thür und der Geistliche von Vevée trat ins Zimmer. Auf ihre Bitte mußte sich Jeder aus der Stube entfernen, so, daß sie mit ihm allein war.

Scheu und verlegen stand der Mann im ersten Augenblicke da und Josephine sagte: „Glauben Sie nicht, daß

Sie eine Verbrecherin vor sich sehen. So rein mein Herz in jener feierlichen Stunde war, wo Sie mir zum ersten Mal das Abendmahl reichten, so ist es noch. Ach! wer seinem Richter so nahe steht, als ich, der redet die Wahrheit. Ich erliege der Gewalt menschlicher Gesetze, dort wird mich der Allmächtige wieder aufrichten."

Mit aller Aufrichtigkeit erzählte sie ihm ihre Unglücksgeschichte. Er wurde im Innersten erschüttert und ungewiß, was er von ihren Richtern denken sollte. Er wollte sie trösten; aber sie sagte: „Des Trostes bedarf ich nicht mehr, mein Glaube an Gottes Gerechtigkeit, an ein ewiges Leben, ist unerschütterlich. Recht dringend aber bitte ich Sie,

sprechen Sie meinen Vater zufrieden, er wird sich nicht fassen können. Darum habe ich gebeten, daß Sie zu mir kommen möchten. Leben Sie wohl! Was die Erde trennt, vereinigt der Himmel wieder! Morgen bin ich bei meiner Mutter! Nehmen Sie meinen Dank, daß Sie sich hieher bemühten! Beten Sie für mich, daß ich christlich überwinde. Nun lassen Sie mich allein!"

Der Geistliche wußte es, daß Herr von Breton in C...n war, ging zu Lebrüne, um Josephinens Bitte zu erfüllen und ihm Trost einzusprechen. Der unglückliche Vater war aber in einer Gemüthsstimmung, die des Trostes nicht fähig und empfänglich ist. Bald

nach seiner Ankunft hatte er's gehört daß seine Tochter zum Tode verurtheilt sey. Als er sich von seinem Schmerze einigermaßen erholt hatte, ließ er um die Erlaubniß bitten, sie noch einmal zu sprechen. Es wurde ihm aber kund gethan, das die Gefangene Niemanden, selbst ihren Vater nicht, den sie ausdrücklich genannt hätte, zu sehen verlange. Man müsse ihren Willen ehren. „Hier kann ich nicht bleiben," rief er aus und seine Stimme und Mienen waren die eines Wahnsinnigen. „Carl, begleite mich nach Vevée, wenn Du nicht willst, daß ich in wenigen Stunden das Opfer eines gewaltsamen Todes werden und der Unschuldigen vorangehen soll, auf deren Nacken das Beil einer schreienden Ungerechtigkeit fällt. Laut will

ich's auf allen Straßen rufen: Josephine hat den Tod nicht verdient!"

Eben wollte Breton mit dem jungen Lebrüne in deu Wagen steigen, als der Geistliche von Vevée erschien und sagte: „Ich komme eben von Ihrer unglücklichen Tochter. Sie hat es mir zur Pflicht gemacht, Ihnen Alles zu sagen, was zu Ihrer Aufrechthaltung dienen kann. Sie selbst hat den Trost in sich und bedarf keines Zuspruchs. Aber ich kann mir's denken, wie schwer es ist, den Vater einer solchen Tochter zu trösten." — „Sie haben sie gesehen? Gesprochen? An mich hat sie gedacht?" sagte Breton. Er faltete die Hände, sah gen Himmel und sprach: „O! Du reiner Engel, Mörderhände vergießen

Dein Blut! Morgen stehest Du dort, vor dem Allwissenden, Deiner Mutter zur Seite, der Gerechte verdammt Dich nicht! Fahren Sie mit uns nach Vevée zurück, reden Sie von der Unschuldigen mit mir, das wird mich trösten.“ Der Geistliche stieg mit in den Wagen, der mit möglichster Schnelligkeit durch hie Straßen, aus dem Thore, rollte.

Der Kummer, die Traurigkeit und Angst, die in Bretons Seele stürmte, zerriß sein Herz und marterte ihn mit allen Qualen der Verzweiflung. „Ich muß sterben,“ sprach er, „wie könnte ich den Tod eines solchen Kindes überleben! Die Ewigkeit kann mir nur Aufschluß über Josephinen geben. Ach! mein

Carl, mein Sohn, welch ein anderes Leben hätte ich mir bereitet, wenn ich sie Dir gab! Wie straft der Himmel das Unrecht der Eltern, das sie an den Kindern begehen! Wie habe ich mich an Dir versündigt! Ein reicher Schwiegersohn sollte es seyn! Ein Wüthling, ein Fühlloser, ein Höllengeist ist er gewesen! Wofür habe ich nun gespart, gesammelt und mit dieser Ordnung Haus gehalten? Du, mein Carl, bist meinem Herzen am nächsten; Du verlässest mich nie wieder; mein Erbe sollst Du seyn! Ach! wenn sie nur überwunden hat! Gott, mein Kind, mein Kind muß als Verbrecherin sterben. Was soll ich von einer höhern Gerechtigkeit glauben! Die Richter auf Erden sind Thoren und ihre Gesetze Pasquille auf die menschliche

Vernunft! Soll ich aus dem Wagen springen, nach C...n zurückeilen? Was soll ich thun, Freunde, rathet!"

Lebrüne schlang seine Arme um Breton, der eine Bewegung machte, als ob er aus dem Wagen springen wollte und sagte: „Vater, bekämpfen Sie sich! Hart ist die Prüfung, die Sie leiden; aber Sie kömmt von dem, der nur lieben kann! Nie, nie weiche ich von Ihnen, Ihr Sohn will ich seyn und Sie hegen und auf den Händen tragen! Unsere Josephine darf den Tod nicht scheuen, er ist für sie Eingang in den Himmel! Sie lenke unsere Blicke auf das Unvergängliche, daß wir der Erde mit ihren Plagen vergessen! Ach! mein Vater, könnten Sie nur in mein

Herz sehen, wie es blutet und trauert! Weniger beklage ich meine Josephine, denn die hat den schweren Kampf bald ausgerungen; aber was wird auch aus mir werden? Vater, wir müssen uns an einander aufrichten, stärken, würdig die Bürde zu tragen, die uns aufgelegt ist."

Erst in Vevée brach der heftigste Schmerz in Bretons Seele los, als er in dem Zimmer seiner Tochter war, als er das Bild seiner Gattin sah. „Beide," rief er aus, „hat meine Unklugheit hingerichtet! Ihr flucht mir nicht; aber ich selbst verwünsche mein Daseyn! Carl, auch in Vevée kann ich nicht bleiben! Ist's mir doch, als ob mich alle Geister der Hölle umhüpften, die mir zu=

schreien: „Du hast das edelste Weib gemordet, du bist an dem gewaltsamen Tode ihrer Tochter schuld! Es ist mir, als ob ich mir einen Dolch durchs Herz stoßen, in die Fluthen springen müßte, um mir Erleichterung zu verschaffen. Reisest Du sogleich mit mir nach dem Kloster St. Agnes? Vielleicht, daß ich dort Ruhe finde!“ — „Wohin Sie reisen,“ erwiederte Carl, „dahin begleite ich Sie. Wie könnte ich mich von Ihnen trennen! Aber, können Sie sich nicht fassen? Richten Sie den Blick von der Erde hinweg, der Himmel hat Trost für Leiden aller Art.“

Ein anderer Wagen mit frischen Pferden fuhr, auf Bretons Befehl, vor, er setzte sich mit Lebrüne, als es in der

Nacht elf Uhr schlug, hinein, und so fuhren sie vom Schloßhofe hinab. „Wohin soll ich fahren?" fragte der Kutscher und Breton befahl: „Nach dem Kloster St. Agnes! Rasch, rasch!"

Der Mond schien helle, die Sterne funkelten, die Sommernacht war lau. Breton hatte eine Weile geschwiegen und sagte dann: „Carl, bald ist sie über den Sternen! Wird sie eine Himmelsbraut? Glaubst Du das so gewiß? Könntest Du's auch beweisen? Es würde mich trösten. Was wird die Pflegemutter meiner Constantine und Josephinens Freundin, Agathe sagen, wenn wir ihnen die Schreckensnachricht melden! Wie hat sie's betrübt, als sie von ihrer Gefangennehmung hörten,

was werden sie sagen, wenn sie erfahren, daß sie als eine Gattenmörderin zum Tode verurtheilt ist! Werden sie die Richter auch ungerecht und Josephinen unschuldig finden? Wenn sie das nicht fänden, zur Verzweiflung würden sie mich bringen . . ."

Im Kloster war noch Alles in tiefen Schlaf vergraben, als Breton vor dem Thore ankam. Die Tante wachte seit mehrern Stunden schon mit Claren und sie sprachen von Josephinen. Seit einer Woche hatten sie keine Nachricht von Breton erhalten, waren in großer Unruhe, und hatten beschlossen, heute nach Vevée zu reisen. Clara stritt aus allen Kräften für Josephinens Unschuld, aber die Tante sagte: „Es ist unmög-

lich, daß sie so lange gefangen gehalten würde, wenn ihre Unschuld so klar und erwiesen wäre. Es müssen Umstände da seyn, die sie verdächtig machen. Die Richter sind ja nicht verblendete Menschen, die darauf ausgehen, ihre Rache zu kühlen. Wer spricht nicht lieber frei, als daß er verdammt! Nur bemitleiden kann ich Josephinen, sie entschuldigen; aber sie frei zu sprechen, das wage ich nicht. Auch die tugendhafteste Seele kann fehlen! Wir gerathen im Leben oft in ein solches Gedränge, wo uns die Macht des Schicksals ergreift, fortschleudert und wo wir das Handeln aus freier Ueberlegung aufgeben. Nicht ruhig und geduldig erträgt Jeder ein langsames Hinmartern und er strebt, durch welches Mit-

tel es auch sey, seiner Qual ein Ende zu machen, und wenn er dadurch in größere Pein geräth. Unverzeihlich handelte der Major an Josephinen, sie konnte eine solche Behandlung nicht länger ertragen und . . . Wir wollen sie weder richten, noch verdammen, der, welcher die geheimsten Triebfedern unseres Denkens und Handelns kennt und sie würdigt, wird ihr den rechten Lohn zuwiegen." — „Aber," erwiederte Clara, „wenn sie die Giftmischerin war, sollte sie ein zweites Verbrechen begehen, und ihre Unthat leugnen? Wie fromm, wie aufrichtig, wie unverstellt ist sie! Welche Ruhe und Fassung beweiset sie! Hat ein beflecktes Gewissen dazu die Kraft und Macht?"

Es klopfte leise ans Schlafgemach, eine Dienerin trat herein und sagte: „Der Herr von Breton läßt sich melden und wünscht, Sie zu sprechen. Er läßt um Verzeihung bitten, daß er Sie so früh in Ihrer Ruhe stört.“ — „Hat er sonst weiter nichts gesagt?“ — „Weiter kein Wort,“ antwortete die Dienerin. — „Er komme, führe ihn in unser Zimmer.“ — „Gewiß,“ rief Clara, „bringt er uns eine frohe Nachricht, er konnte die Freude nicht allein fassen, er muß sie uns mittheilen, Josephine ist frei, ihre Unschuld hat gesiegt.“ — „Was glaubst und hoffst Du!“ sprach die Tante warnend und ahnend. „Der Schmerzvolle sucht auch Theilnehmer. Mache Dich auf eine schreckliche Nachricht gefaßt. Nicht alle Erwartungen

gewinnen immer einen erwünschten Ausgang."

Beide standen auf, kleideten sich rasch an und wunderten sich, als sie in der Stube zwei Mannsstimmen reden hörten. Bretons Simme hörten sie deutlich, wer aber sein Reisegefährte war, das konnten sie nicht deuten. Sie sprachen nicht so laut, wie der Fröhliche, der eine glückliche Botschaft zu verkündigen hat, langsam, nicht in fliegenden Worten. Clara bemerkte das und sagte ängstlich: „Wenn Breton nur nicht ein Trauerbote ist! Ich bin sehr besorgt."

Clara trat zuerst ins Zimmer und blieb erstarrt stehen, als sie Breton er-

blickte, der nur die Worte reden konnte: „Haben Sie Mitleid mit einem unglücklichen Vater!" — „Mitleid, Mitleid?" fragte Clara, welcher das Herz heftiger schlug, „wie so?" — „Der Proceß meiner Tochter ist noch nicht zu Ende und ich weiß nicht, was ich hoffen oder fürchten muß. . ." Jetzt trat auch die Tante in die Stube und sagte: „Nur ruhig, ruhig, lieber Vetter, wie auch der Ausgang seyn mag! Wir stehen ja Alle unter der Regierung eines weisen und gütigen Gottes, an dessen Huld das fromme Herz nie verzweifelt. Wie leicht wird uns jeder Schmerz gemacht, wenn uns das schuldlose Gewissen nicht fehlt . . ." — „Kennen Sie diesen?" fragte Breton. — Beide antworteten zugleich: „Wir kennen ihn wohl." — „Vor ei-

nem Jahre stieß ich ihn von mir und jetzt hilft er mir mein schweres Leid tragen. Hätte ich diese Stütze nicht, långst schon wäre ich von den Qualen meines Unglücks aufgerieben. Wenn ich keine Tochter mehr habe, soll er mein Sohn seyn . . ." — „Wie reden Sie, wie foltern Sie mich," sprach Clara, „wie steht's denn mit Josephinen?" — „Wie es mit ihrer Mutter steht, so wird's bald mit ihr auch stehen," sagte Breton, mit zitternder Stimme, „sie muß als Mörderin ihres Mannes sterben, heute oder morgen, den Tag ihrer Hinrichtung hat man mir aus Schonung verschwiegen."

„Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist," sagte die Tante mit

einem Seufzer und sank in demselben Augenblicke ohnmächtig nieder. Diesen Schlag konnte ihr Alter nicht aushalten. Man hob sie von der Erde auf und legte sie auf ein Sopha. Clara war außer sich und sagte, indem sie sich die Hände rang: „Unerforschlicher, ich vermag Deinen Rath nicht zu deuten! Warum vertilgst Du ein Geschöpf, das mit allen Tugenden seines Geschlechts geschmückt war! Ist sie schuldig oder unschuldig, das frage ich nicht; aber das frage ich, warum muß sie eines solchen Todes sterben! Ließest Du sie darum geboren werden? Alles schweigt . . . Giebst Du mir keine Antwort? . . .“ — „Gotteslästerin,“ sagte die Tante mit leiser Stimme, „hast Du nicht gelernt, daß der, welcher das Gefäß gebauet hat, es

wieder zerschlagen kann? Es mag uns hienieden alles in Verwirrung und Nacht vorübergehen, sein Gang ist licht und heilig sein Wille. Der das Ohr gemacht, hört die Klage, der das Auge gebauet hat, sieht die Schmerzensthräne, der uns schuf, lenkt unser Schicksal. Wo Du nicht begreifen und enträthseln kannst, da schweige und bete an und glaube . . . Wir wandeln im Dunkeln, wir gehen zur ewigen Klarheit. Nur eine körperliche Erschütterung machte mich ohnmächtig, mein Geist blieb stark. Es kann uns nichts geschehen, als was uns nützlich ist."

Breton erzählte, was er von Josephinen wußte und was ihm der Prediger von ihr gesagt hatte, und jedes

seiner Worte war ein Balsamtropfen auf Clara's Wunden. Agathe sollte gerufen werden; aber Breton sagte: „Sie heißt Ameil und wie schrecklich klingt mir dieser Name!" Wäre Agathe auch eingeladen worden, zu Claren zu kommen, sie wäre dennoch weggeblieben, um durch ihren Anblick den unglücklichen Vater nicht an ihren Anverwandten, den Major, zu erinnern. Sie hielt ihn für den Grund aller Leiden, die wie Wogen über die Familie Breton zusammen schlugen.

Vier Tage blieb Breton mit Lebrüne in dem Kloster. Gern hätten ihn die beiden Freundinnen nach Vevée begleitet, wenn sie nicht so abgemattet und kränklich gewesen wären. Der Ab=

schied war schmerzhaft; aber die Tante tröstete. Sie waren schon auf dem Wege nach Vevée, als im vollen Galopp ein Reiter angesprengt kam, er nahte sich und der alte Albert war's. Breton hatte kaum noch so viel Athem, daß er fragen konnte: „Welche Nachricht bringst Du mir? . . .“ Er übergab seinem Herrn einen Brief mit den Worten: „Von dem Herrn von Lebrüne.“ Der Ueberbringer des Schreibens antwortete auf meine Frage: Ob die Frau von Ameil noch lebe: „Sie lebt noch und wird auch wohl nicht hingerichtet werden. Ganz C. . . n ist in frohem Tumult!“

Breton zitterte, Lebrünen schwindelte, er konnte kaum das Siegel lö-

sen. Die Buchstaben liefen ihm in einander. Endlich las er die Worte: „Der Todestag unserer Josephine ist verschoben. Es hat sich ein Beweis für ihre Unschuld gefunden, der Proceß gegen sie hebt von neuem an und wird gewiß eine glückliche Wendung für sie nehmen. Mehr kann ich nicht schreiben. Kommt nach C. . . . n. Wir alle sind in einem sonderbaren Taumel. Ach! wenn sie gerettet, freigesprochen würde!

Lebrüne."

Neunte Scene.

Herrlich entschädigte der Himmel die leidende Tugend.

Am Abend des Tages vorher, wo an Josephinen das Todesurtheil vollzogen werden sollte und alle Anstalten zu ihrer Hinrichtung getroffen waren, wurde ein Geistlicher zu einem Kranken gerufen, der die letzte Oelung zu empfangen wünschte. Es wurde dem Gestlichen überdies gesagt, daß er eilen möchte, weil der Patient sehr schwach

sey. Als er in die Stube trat, erblickte er eine weinende Frau und vier Kinder, die fast in Thränen zerflossen. Er nahte sich dem Patienten, fragte ihn nach seinem Befinden und ehe er den geweihten Gebrauch vollzog, redete er ihn also an: „Sie sind der Entscheidung Ihres Schicksals, nach menschlichen Ansichten, sehr nahe. Der Richter, vor dem kein Ansehen der Person gilt, will Sie vor den Thron seiner Gerechtigkeit und Gnade stellen. Es ist nun nicht gleichviel, mit welchen Gesinnungen, mit welch einem Gewissen Sie aus der Welt gehen. Wie die Aussaat, so die Erndte. Bekennen Sie Ihre Sünden, damit sie Ihnen vergeben werden können. Ohne Fehl war Ihr Leben nicht, Ihre Seele sey nicht ohne Reue. Wehe

dem, der es auch in den letzten Augenblicken noch verschuldet, daß er an den Ort der Qual kömmt."

„Das will ich nicht verschulden," sagte der kranke Mensch mit matter Stimme. „Weib und Kinder, entfernt euch, ich muß meinem Herzen Luft machen ....." Jetzt war der Geistliche mit dem Patienten allein, der also anfing: „Ich war der Bediente des Major von Ameil. Etwa sechs Wochen vor seinem Tode gab er mir ein geschriebenes und untersiegeltes Blatt und befahl, daß ich nach der Löwenapotheke gehen und ihm das Mittel holen sollte, von dem er Gebrauch machen wolle. Der Apotheker gab mir Pulver in einem versiegelten Schächtelchen, das

oben mit einem Kreuze bezeichnet war. Ich fragte neugierig: Was ist das für Arzenei? Er antwortete: Arsenik. Der Apothekergehülfe warnte mich, das Schächtelchen keinem Menschen, als meinem Herrn, zu geben. Als ich meinem Herrn von der Warnung sagte, sprach er: daß Du es nie einem Menschen verräthst, daß Du mir Gift geholt hast! Als er so plötzlich starb und es hieß, seine Gattin habe ihn vergiftet, da fiel mir's ein, er könne sich selbst ums Leben gebracht haben; aber ich wagte es nicht, der Obrigkeit davon Anzeige zu thun, weil ich Strafe fürchtete. Nun, da ich höre, daß die Frau von Ameil, als Giftmischerin hingerichtet werden soll, kann ich, da mir der Tod auf der Zunge sitzt, die Unge-

rechtigkeit nicht zugeben. Ich brachte dem Major die Chokolate, ich fand das Schächtelchen auf einem Gesimse in der Stube, ich nahm es weg und — er zog es unter dem Kopfkissen vor — hier ist es. Wollte man mir nicht glauben, so kann das Blatt Papier, das ich mit meinem Namen, als Abholer des Giftes, unterschreiben mußte, die Wahrheit bezeugen. Es ist mir unbegreiflich, daß der Apotheker nicht daran gedacht hat."

„Dieses Bekenntniß wird ein Menschenleben retten, es wird die Unschuld ans Licht bringen," sagte der Geistliche, „ich eile davon, um deshalb die nöthige Anzeige zu machen."

Der Geistliche lief mit fliegenden Schritten zu dem Gerichtspräsidenten und theilte ihm mit kurzen Worten das Geständniß des Bedienten mit. Zugleich bat er auch um möglichste Beschleunigung der wichtigen Angelegenheit, weil die Lebenszeit des Patienten von kurzer Dauer seyn könne. Der edle Präsident begab sich mit einer andern Gerichtsperson, von dem Geistlichen begleitet, sogleich zu dem Kranken hin, der seine Aussage, die zu Protokoll genommen wurde, mit einem körperlichen Eide bestätigte. Er unterschrieb es mit zitternder Hand. Auf dem Rückwege gingen die Gerichtspersonen nach der bezeichneten Apotheke, um die Schrift des Majors sich einhändigen zu lassen. Die Schachtel mit

dem Reste des Giftes hatten sie bei sich. Der Provisor wurde gefragt, ob die Schachtel oben auf dem Deckel das Zeichen ihrer Apotheke enthalte. Er beantwortete die Frage mit Ja. „Erinnern Sie sich nicht," fragte der Präsident, „daß der Major von Ameil durch seinen Bedienten Gift holen ließ?" — „Erst seit vier Wochen ist mein Herr Eigenthümer dieser Apotheke, und er so wenig, als ich, kann es wissen, wer vorher Gift holen ließ. Indeß, ist auf ein solches Attest Gift verabreicht worden, so muß sich's, mit der Unterschrift des Empfängers, unter den Papieren meines Herrn finden, der sie in Verwahrung hat."

Der Apotheker suchte, auf Bitten

des Präsidenten, seine Schriften nach und der Empfangsschein, den der Präsident nahm, fand sich. Sogleich wurde auf eine schonende Weise Josephinen angekündigt, daß sich Beweise für ihre Unschuld gefunden hätten, und daß sie sich als eine vom Tode Gerettete betrachten könne. Sie rief aus: „Herr, ich bin in Deiner Macht! Ich war zum Sterben bereit! Ist's Dein heiliger Wille, so will ich noch länger auf der Erde leben . . . ." Thränen rollten ihr über die Wangen. Am Abend mußte sie sich in einen Wagen setzen und neben ihr saß eine Gerichtsperson, die sie ermahnte, ruhig zu seyn, sich nicht zu ängstigen, daß dieser Weg eines von den Mitteln zu ihrer Rechtfertigung sey. Der Wagen hielt vor einem Hause

still, die Gerichtsperson bat sie, ihn zu begleiten. Als sie in die Stube trat, erblickte sie eine ihr wohlbekannte Frau. Der Richter fragte den Kranken: „Wer ist diese Frau?“ — „Die Majorin von Ameil,“ erwiederte er mit schwacher Stimme, „meine Wohlthäterin.“ — „Kennen Sie den Menschen?“ — „Ja,“ sagte Josephine, „er war einst Bediente im Hause des Majors Ameil . . .“ Es wurde ein Protokoll aufgenommen und von ihr und dem Bedienten unterschrieben.

Der Geistliche, der es wohl wußte, in welch einem freundschaftlichen Verhältniß Lebrüne's mit Josephinen standen, ging, im ersten Rausche der Freude, zu ihnen hin, ihnen die Neuigkeit,

unter dem Siegel der Verschwiegenheit, mitzutheilen; aber Lebrüne konnte sie dem Vater der Gefangenen nicht verheimlichen. Sie breitete sich auch bald in C...n aus.

Wie könnten wir die Empfindungen mit Worten ausſprechen, die in Bretons und Carl Lebrüne's Herzen sich bewegten! Mit größter Schnelligkeit fuhr man nach C...n, um die wichtige Begebenheit mit allen Nebenumständen zu erfahren. Der alte Lebrüne, als er seinen Freund Breton erblickte, fiel ihm, vor Freude weinend, in die Arme und sprach: „Gott ist gerecht, Deine Josephine ist gerettet!" Er konnte kaum so schnell reden, als es Breton wünschte, der ihn mit Fragen bestürmte. „Sey

gepriesen, höchstes, unerforschliches Wesen," betete Breton und die Thränen flossen ihm über die Wangen, „welches die Nacht in Tag verwandelt! Mein Glaube an Josephinens Unschuld wankte nie! Ach! was ist menschliche Gerechtigkeit, wenn Du nicht den Verstand und das Herz dazu giebst! Wie wunderbar sind Deine Fügungen, um die Wahrheit ans Licht zu bringen! Hätte sie nicht bluten müssen, die fromme Josephine, wenn der Mensch nicht aufs Krankenlager hingestreckt wurde und die Strafe des Weltrichters fürchtete? Göttliche Religion, Du errettest vom Tode, Du führst zum Leben, Dir verdankte die verkannte Unschuld ihre Siege!"

Josephine wurde von neuem ver-

hört, ein zweiter Prozeß wurde eingeleitet. Sie wiederholte bloß ihre frühern Geständnisse und that nichts hinzu, um ihrem Schicksale eine günstigere Wendung zu geben. Ihr Gleichmuth, ihre Ruhe, ihre Fassung setzte alle Richter in Erstaunen und erhob sie zum Gegenstande allgemeiner Achtung. So viel es der Gang der Gerichtsordnung zuließ, suchte man die Sache zu beschleunigen, um ihre Gefangenschaft möglichst abzukürzen.

Es war ihr bekannt gemacht, daß sie den Tod nicht leiden werde. Sie wurde gefragt, ob sie ihren Vater zu sprechen wünsche, dem die Erlaubniß, sie zu besuchen, so oft gestattet wäre, als er es wolle. „Ja,“ sagte sie,

„nun wünsche ich ihn zu sehen und wenn es heute noch geschehen kann. Er wird völlig überzeugt seyn, daß keine Schuld auf meinem Gewissen haftet. Gewiß hat er tief um mich getrauert, ich will ihn trösten."

Als dem Herrn von Breton die Nachricht überbracht wurde, daß seine Tochter nach ihm verlange, da war er ganz Freude, ganz Entzücken, ganz Dank gegen Gott. Er eilte nach dem Gefängniß hin. Borruet sagte zu ihm: „Welch ein glücklicher Vater sind Sie! Sie haben geweint, wie mag sich Ihr Herz freuen! Oeffentlich darf ich Sie nun zu Ihrer Tochter führen!" — Leise sagte ihm Breton ins Ohr: „Die Güte, die Sie mir einst erwiesen, verrathe ich nie

und zehnfach lohne ich Sie und Ihre Tochter nun . . ."

Als er die Thür öffnete und in die Stube trat, kam ihm Josephine mit offnen Armen entgegen und sagte: „So rettet der Allgerechte vom Tode! Ihm wollen wir die Ehre geben, ihm danken. Vater, er heilt zerschlagene Herzen, er macht die Traurigen froh und trocknet der Unschuld die Thränen von den Wangen! . . ." Der Vater konnte vor Rührung nicht reden. Er staunte, daß Josephine wie eine Rose blühte und sprach: „Kind, wie muß ich mich wundern, daß Kummer, Angst und Schmerz Dich nicht abgezehrt hat! Wie frisch, wie gesund bist Du!" — „Vater," erwiederte sie, „das verdanke ich

meinem Glauben an Gott, der trö=
stenden Religion, meinem Gewissen.
Wer reines Herzens ist, sein Schicksal
in die Hände des Weisesten legt, wie
leicht kann der des Lebens größte Pein
ertragen. Ein Festtag schien mir der
Todestag, der mich zu meiner Mutter
führte!"

Sie fragte nach ihren Freunden;
aber nach ihrem Kinde fragte sie nicht.
Breton schwieg davon, daß es gestorben
war. Er gab ihr von allem Bescheid
und rühmte insbesondere Carl Lebrüne,
den er zum Erben seines Vermögens
eingesetzt hätte. Darauf erwiederte sie
kein Wort und fragte auch weiter nicht
nach ihm, desto mehr aber nach der lie=
benswürdigen Antonie, die zu umar=

men, sie schmerzlich verlange. „Morgen,“ sagte der Vater, „sollst Du sie sehen.“ Er sprach mit ihr von einer glücklichen Zukunft, wie er ihr das Leben in Vevée in ein Paradies verwandeln wolle. Sie dankte, sie küßte ihn. Bis gegen Mitternacht war er bei ihr und trennte sich ungern von ihr.

Schon am folgenden Tage erfuhr Breton von dem Präsidenten, daß die Sentenz gefällt, daß Josephine freigesprochen sey und daß er sie übermorgen mit nach seinem Schlosse nehmen könne. Morgen aber, wo ihr das Urtheil bekannt gemacht werde, dürfe Niemand zu ihr kommen. Er halte es für's beste, daß sie, um alles Aufsehn zu vermeiden, in aller Frühe, oder schon mor-

gen am späten Abend, in einem bedeckten Wagen aus dem Gefängniß abgeholt werde. Bei dieser Gelegenheit sagte der Präsident: „Ach! wie unvollkommen sind die menschlichen Gerichte! Wie sind sie von Täuschung und Irrthum umfangen! Bei aller Vorsicht und Menschlichkeit ist jede Ungerechtigkeit nicht zu vermeiden. Wie willkommen ist dem Richter, der mit tief erschüttertem Herzen ein Strafurtheil abfaßt, jedes Licht, wodurch er geleitet, erleuchtet und berechtigt wird, zu mildern, schonend zu seyn. Schwer ist die Kunst, und wenige Sterbliche erlernen sie, jeder That die ihr angemessene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Verdanken Sie die Erhaltung Ihrer Tochter nicht dem Geständniß eines unbeachteten Menschen,

und, wenn sein Gemüth nicht in einer religiösen Stimmung war, würde er's gethan haben? Wie, wenn er vor der Ankunft des Geistlichen starb? Der Himmel sey gepriesen, der Alles so gelenkt hat! . . ."

Auf der Straße nach Lebrüne's begegnete Carl Lebrüne dem Herrn von Breton und sagte mit freudefunkelnden Augen: „Gewiß bringen Sie uns die erwünschteste Nachricht; aber ich weiß es auch schon, daß sie freigesprochen ist, und daß sie morgen, wenn sie will, ihr Gefängniß verlassen kann." — „Ja, ja, mein lieber Sohn, — anders nannte ihn Breton nicht mehr — Josephine ist wieder ganz unser, frei und gerechtfertigt. Mein Rath ist, daß Du Dich

bald aufmachst und nach Vevée reitest, um die nöthigen Anstalten zu ihrem Empfang daselbst zu treffen. Vermeide aber alles Geräusch. Du kennst ihren stillen, bescheidenen Sinn. Daß sie Dich nicht hier, sondern zuerst in Vevée sieht, das ist mein Wunsch. Die Tante und Clärchen muß meine Tochter auf dem Schlosse finden und wenn die Erstere in einer Senfte getragen werden müßte. Deine Eltern und Deine Schwester kommen mit uns auch nach Vevée. Unsern Geistlichen lade besonders ein, daß wir ihn bei unserer Ankunft auf dem Schlosse finden. Er ist ein herzvoller, fürtrefflicher Mensch, der durch sein Wort der Seele herrliche Gefühle einhauchen kann. Ueberhaupt bitte ich Dich, daß Du nach Deinem

Willen Alles anordnest und, wie in Deinem Eigenthume schaltest . . ."

Carl Lebrüne erwiederte: „Wie köstlich mir jeder Augenblick ist, wo ich unsere fromme Ueberwinderin früher sehen kann, das empfinden Sie in meiner Seele; aber gern erfülle ich auch Ihren Wunsch. Es möchte der weichherzigen Josephine auch nicht gut seyn, wenn sie auf Einmal von so vielen Gegenständen umringt wird, die in ihr die lebhaften Erinnerungen ihres frühern Jugendlebens zur Sprache bringen. Mit einem Worte, ich reise sogleich ab, und wünsche nur, daß Sie mit den Anordnungen, die ich treffen werde, zufrieden seyn mögen."

In voller Freude kamen sie Beide in Lebrüne's Wohnung an, und Alle begegneten ihnen mit der Botschaft, daß Josephine morgen schon ihrem Gefängnisse entlassen werde. Antonie sagte: „Die Theilnahme der Menschen, daß Josephinens Schicksal eine solche Wendung genommen hat, äußert sich allenthalben auf eine höchst rührende Weise. Alle unsere Bekannten und Freunde wollen eine Leidende sehen, die das Vertrauen auf Gott, der Glaube an ein ewiges Leben, das Bewußtseyn ihrer Unschuld mit einer Standhaftigkeit und Ruhe ausgerüstet hat, die vor dem Tode nicht zittert. Wir können sie nicht abweisen.“ Als sie schwieg, sagte der alte Lebrüne: „Wenn es bekannt wird, daß sie das Gefängniß verläßt,

dann, glaube ich, wird sich eine solche Menschenmasse zusammendrängen, daß es schwer seyn muß, sie bis zu meinem Hause zu bringen. Ein gerechter Sinn, Liebe und Theilnahme, Achtung gegen frommes Dulden ruht unausrottbar im Wesen des Volks. Ihr Gang vom Gefängnisse hieher wird einem Triumphzuge gleichen, wie er noch nicht herrlicher gefeiert ist." — „Das mag und soll er,' erwiederte Breton. „Ich selbst werde meine Tochter, welche das menschliche Gesetz bald gemordet hätte, aus dem Gefängnisse abholen und zwar morgen am lichten Tage, und will mich mit ihr, wie es der Herr Präsident meint, um alles Aufsehen zu vermeiden, nicht heimlich davon schleichen. Hat man sie am Tage in den Kerker geschleppt, ohne

Rücksicht auf ihren Stand und auf mich zu nehmen, so will ich sie öffentlich wieder aus demselben führen. Der Präsident redete von der Ohnmacht menschlicher Gerichte, als ob er das Verfahren gegen meine Tochter entschuldigen wollte. Es stürmte in meinem Innern; aber ich suchte mich im Zaum zu halten und gab ihm keine Antwort. Mir aber hat es immer so geschienen, daß man bei diesem ganzen Prozesse von dem Grundsatze ausging: Jeder Mensch ist schlecht, und daß er es nicht ist, muß erst erwiesen werden. Die Prozeßacten werde ich mir ausbitten, sie, zur Warnung der Welt, dem Drucke übergeben. Aber wer leistet uns denn nun für die Angst, den Kummer, die Unehre Ersatz, die wir Monden hindurch leiden mußten?

Wenn Josephine diesen durch die Religion gestärkten Geist nicht hatte, der sie aufrecht erhielt; wenn sie, vom Gram aufgezehrt, im Gefängnisse gestorben wäre, von wem hätte ich sie wieder fordern können? Oder, wenn das Zeugniß ihrer Unschuld sich erst nach ihrer Hinrichtungoffenbarte? Was hätte mich denn gegen Verzweiflung und Raserei schützen können? Doch, weg mit solchen Betrachtungen! Gott verbessert die Thorheiten der Menschen und macht das gut, was sie böse machen wollen. Durch Wolken des Grams hat er uns zum Lichte der Freude geführt. Als meine theuersten, theilnehmenden Freunde habe ich euch kennen gelernt. Zur unzertrennlichen Liebe haben sich unsere Herzen verbunden. Wohlthätig hat das

Unglück auf meine Seele gewirkt. Erfahren habe ich's, daß mir Josephine unter allen Erdengütern das höchste ist. Mit Carln habe ich mich ausgesöhnt, er ist mein Sohn geworden. Verständiger und besser werde ich nun leben und glücklicher werden, als ich's je war. Wenn ich nun meine Constantine noch hätte!"

Er schwieg eine Weile und sagte dann: „Es bleibt dabei, morgen hole ich Josephinen aus dem Gefängniß ab, die Nacht bleibt sie hier und den Morgen darauf reisen wir alle nach Vevée. Carl eilt uns voraus, um die nöthigen Anstalten zu unserm Empfang zu treffen. Laßt uns Josephinen nicht an ihn erinnern, es wäre mir doch lieb, wenn

sie ihn selbst vermißte, und an ihn dächte."

Auf ein Schreiben, welches Breton dem Präsidenten überreichen ließ, in welchem er ihn um die Bekanntmachung der Stunde bat, wenn Josephine ein Recht hätte, ihr Gefängniß ungehindert verlassen zu können, erhielt er den Bescheid, daß sie spätestens Nachmittages um zwei Uhr frei sey.

Schlaflos brachte Josephine die Nacht zu, als sie's gewiß wußte, daß sie morgen frei gesprochen werde. Welch ein Heer von Empfindungen und Gedanken bewegte sich in ihrem Herzen, in ihrer Seele! Auf Gott war ihr Geist gerichtet, ihn pries sie als ihren Er-

halter, ihm dankte sie, der ihre Unschuld ins Licht stellte. Dem Gebete, dem Wohlthun, der Liebe wollte sie ihre künftigen Tage weihen und sich von jedem Fehler reinigen. Gern wäre sie in ein Kloster gegangen, um dort, abgeschieden von der Welt, in einsamer Stille, nur mit der Religion sich zu beschäftigen und zu lernen, wie der Mensch hienieden himmlisch werden muß. Wie eine finstere Wolke lagen die Leiden der letzten Zeit hinter ihr und sie pries ihr überstandenes Unglück, als ein Mittel ihrer innern Veredlung. An Achtung gegen sich selbst, an Ruhe und innern Frieden hatte sie gewonnen. Was konnte ihr nun noch begegnen, das die Fassung ihres Gemüths störte? Eine göttliche Freude war's für sie, daß

sie sich in dem Sturme der Gefahr so behauptet hatte! Mit der Erziehung ihres Kindes, das sie sich noch lebend dachte, wollte sie sich durchaus nicht befassen und es einer guten Seele anvertrauen. Antonie sollte nach Vevée ziehen, und mit ihr dachte sie im schwesterlichen Bunde zu leben. Sie war ängstlich und verlegen, Carl Lebrüne wieder zu sehen und fürchtete fast seinen Anblick.

Als sie mit allerlei Gedanken sich zerdachte, wurde sie vor das Gericht geladen. Ruhig und bescheiden, wie immer, erschien sie auch diesmal vor ihren Richtern. Der Präsident hielt eine so fürtreffliche Rede an sie, daß sie bis zu Thränen gerührt wurde. „Wie gern sind wir unseres menschlichen Irrthums

eingeständig, der ein schönes Menschenleben vertilgt haben würde, wenn Gott, der Retter der Unschuld, nicht ins Mittel trat. Zürnen Sie uns nicht, wir fehlten nicht aus Vorsatz. Glauben Sie, daß es für unsere Herzen die größte Freude ist, Ihnen das Zeugniß Ihrer Unschuld mittheilen zu können. Auch die unverschuldeten Leiden, die Sie erduldeten, werden in einem Gemüthe, wie das Ihre ist, Saamenkörner zu herrlichen Früchten werden 2c."

Da ihr die Sentenz vorgelesen wurde, in der auch ihres Gatten gedacht wurde, seufzte sie hoch auf und erblaßte. Sie schwieg, als man sie von aller Schuld frei sprach und sagte nach einigen Augenblicken nur die Worte:

„Nun bitte ich um die Erlaubniß, einige Worte an meinen Vater schreiben zu dürfen, der sich in dieser Stadt, bei dem Herrn von Lebrüne aufhält.“ — „Sie können thun, was Sie wollen,“ sagte der Präsident, „Sie sind frei.“

Als sie auf ihrer Stube angekommen war, schrieb sie an ihren Vater diese Zeilen:

„Mein Vater!

Heute bin ich für unschuldig erklärt. Mit großem Verlangen sehne ich mich von hier hinweg. Treffen Sie die nöthigen Anstalten, daß ich zu meinen Freunden Lebrüne gebracht werde. Fürchtete ich den Haufen der Neugierigen nicht, so machte

ich mich zu Fuß auf den Weg. Ach! wie ist mein Herz erschüttert, wie tief ist es gerührt! Fast fühle ich mich in Dank und Liebe gegen Gott aufgelöst. Morgen, wenn das Ihr Wille ist, reisen wir nach Vevée. Vor dem Bilde meiner Mutter und an ihrem Grabe werde ich am innigsten beten können. Die liebe Antonie wird mich begleiten. Lassen Sie mich aber das Kind nicht sehen, das ich im Gefängniß gebar, sein Anblick, an den sich die schrecklichsten Erinnerungen knüpfen, möchte mir gefährlich werden. O! daß ich dem unschuldigen Geschöpfe nicht eine zärtliche Mutter seyn kann. — In jeder Minute bin ich bereit, mein Gefängnißzimmer zu verlassen.

Josephine."

Der Wagen war schon angespannt, um Josephinen abzuholen. Herr von Breton und Antonie setzten sich hinein. Auf den Straßen gingen Menschengrup- pen auf und nieder. Je näher der Wagen dem Gefängnisse kam, desto größer wurde die Zahl der Neugierigen und Theilnehmenden. Vor demselben war das Gedränge am größten. Als Herr von Breton ausstieg, fragte ein wohlgekleideter Mann: „Sind Sie der Vater der Frau von Ameil?" — „Der bin ich," erwiederte Breton. Auf einmal rief der Mann laut: „Es lebe der Vater der geretteten Tochter!" und hundertstimmig erscholl dieser Freu- denruf in die Luft.

So männlich stark Josephine Furcht

und Angst, Gram und Kummer und die härtesten Kränkungen ertragen hatte; so schwach war sie jetzt, die Freude auszuhalten. Als sie ihren Vater und Antonien im Zimmer erblickte, blieb ihr kaum so viel Kraft, daß sie sich aufrecht halten konnte. Wie in allen Gliedern erschlafft, sank sie an Antonien hin, die sie lautweinend an ihr Herz drückte. „Ach! meine Antonie," sagte Josephine mit bebender Stimme, „bald, bald hätten wir uns in diesem Leben nicht wieder gesehen, nur der Güte des Himmels verdanken wir diese Freude! Ach! wie liebe ich Dich! Der Gedanke an Dich hat mir die trübsten Augenblicke erheitert! Sey meine Schwester, trenne Dich nicht von mir, ich bedarf Deiner Nähe, um in meinem Gemüthe wieder

ganz ruhig zu werden! Durch welch einen Sturm hat mich Gott geführt! Was hat er Mächtiges, Wunderbares in dem Augenblicke gethan, wo ich zertrümmert werden sollte! . . ." Antoniens Rührung war so groß, daß sie nicht sprechen konnte; ihre Thränen waren die beredtesten Zeugen ihrer Gefühle.

Breton sagte: „Meine Tochter, der Wagen steht bereit, er erwartet unserer. O! laß uns einen Ort fliehen, den nie ein Mensch, der unschuldig leidet, wieder bewohnen müsse." — „Vater, das wünsche ich auch," erwiederte sie; „aber er war für mich eine wichtige Schule. Hier lernte ich, was kein Mensch, kein Buch mich lehren kann. Gott vertrauender, reiner, reicher an guten Vor-

sätzen für mein künftiges Leben, verlasse ich ihn. Wir gehen, wenn Sie wollen."

Antonie faßte Josephine an dem einen, ihr Vater an dem andern Arm und so führten sie sie in der Mitte, wie zwei freundliche Geister, aus der Gefangenschaft, ins freie Leben. In dem Gange, den sie durchgehen mußten, kam ihnen Borxuets Tochter entgegen und sagte unter Thränen, indem sie Josephinens Hand ergriff: „Gnädige Frau, wenn mich die Tugend glücklich macht, so verdanke ich das Ihren Lehren und besonders Ihrem Beispiele. Ewig bleiben Sie mir unvergeßlich. Darf ich auch einmal nach Vevée kommen und Sie besuchen?" — „Liebe, mitleidsvolle Seele," erwiederte Josephine, „rede mit Deinem

Vater, und wenn Dir's der erlaubt, so ziehst Du zu mir und — Deine Mitgift besorge ich . . ." Josephine küßte die Wange des Mädchens.

Unter lautem Jubel und Frohlocken einer versammelten Volksmenge fuhr Josephine nach der Wohnung Lebrüne's hin. Fast wurde sie auf den Händen in das Haus getragen. Tief gerührt und mit einem dankenden Blick zum Himmel sagte sie: „Gott, überschwenglich lohnst Du auf Erden schon die Unschuld und Tugend." Von neuem wurde sie von Lebrüne und seiner Gattin umarmt. Man hatte sich kaum gesammelt, als sie mit allen Zeichen der Wehmuth fragte: „Wo ist der gute Carl? Flieht er mich? Ich ängstige mich vor seinem Anblick!

Nie hätte ich mich von ihm trennen müssen! Es schmerzt mich, ihn zu vermissen." — Breton sagte: „Du wirst ihn in Vevée finden. Er ist uns dahin vorausgeeilt. Er liebt Dich, in seiner Seele ist keine Spur von Groll. Gehe ihm mit Vertrauen entgegen, vergiß, vergiß das schwarze Ungewitter, was zwischen Dir und ihm lag, als Du ihn das letzte Mal sahest. Mein Herz liebt ihn wie einen Sohn, und kein anderer Wunsch ist in mir, als der, das Unrecht, wodurch ich ihn kränkte, wieder gut zu machen . . ." Josephine schwieg und schlug die Augen nieder.

Lebrüne hatte in Vevée Alles gethan, um Josephinen einen ihrem Gemüthe angemessenen Empfang zu be-

reiten. Der Weg bis zum Grabe der Mutter war mit Blumen bestreut. Auf der Gruft selbst herrschte ein Blumenflor. Das Bild Constantinens war umkränzt und unter demselben ein schwarzbehangener Altar, auf dem das Crucifix des Erlösers stand. Die Tante, Clara und auch Agathe waren in Vevée angekommen. Der Geistliche war auf dem Schlosse.

Es war ein schöner, köstlicher Tag, wo das Fest in Vevée gefeiert werden sollte, das der Himmel der geretteten Unschuld bereitet hatte. Die Natur lachte und schien sich des Glücks der Familien zu freuen, daß ihnen Josephine erhalten und wieder gegeben war.

Der alte Albert war den Ankommenden bis vor das Dorf entgegengelaufen, und als der Wagen neben ihm vorbei fahren wollte, rief er aus: „Nun danket Alle Gott, er erlöset vom Tode und läßt die Unschuld leuchten, wie des Himmels Glanz." Mehr konnte er vor Rührung nicht sprechen. Josephine reichte ihm aus dem Wagen die Hand und drückte seine Hand. Ihre Thränen flossen. Vor der Schloßthür standen ihre Freunde, die sie emfipngen. Welch ein Wiedersehen, welch eine Umarmung! Die alte Tante sagte: „Unschuldig habe ich Dich wieder gesehen, nun will ich gern sterben! . . ." Schweigend und mit thränenbenetzter Wange führte sie Carl in das Zimmer, wo das Bild ihrer Mutter hing. Sie sank vor

dem Altar nieder und betete. Der Herr von Breton hielt absichtlich seine Gäste zurück, daß sie den Beiden nicht in die Stube nachfolgen durften. Das Herz liebender Menschen, so dachte er, schließt sich leichter auf und giebt dem innern Gefühl Worte, wenn sie allein und ohne Zeugen sind.

Als sich Josephine wieder aufrichtete, und die Thränen ihr in den Augen funkelten, da ergriff sie Carls Hand, indem sie sagte: „Dein ganzes Wesen, Deine Liebe verräth mir's, daß Du mir nicht zürnst! Habe ich nicht hart genug gebüßt, daß ich mich erschüttern, wankend machen und von Dir trennen ließ? Wie herrlich hat sich Deine Güte gegen mich zu einer Zeit bewährt, wo

Du vor der Welt entschuldigt warst, wenn Du mir das Unrecht, was ich an Dir beging, vergaltest; aber Deine großmüthige, Deine liebende Seele stieß mich auch dann nicht von sich. Empfange heute von mir den Dank, den ich Dir zu sagen fähig bin und dessen ich Dich so ganz würdig achte."

Carl stand in tiefer Rührung vor Josephinen und erwiederte, indem er ihre Hand fester drückte: „Was ich Deinetwegen empfunden habe, das bezeichnet keine Sprache. O! laß mich schweigen von den unruhvollen Nächten und den traurigen Tagen; laß mich schweigen von der innern Qual, die mich folterte, als ich Dich im Gefängniß wußte. Der Glaube an Deine Tu=

gend und Unschuld aber schwankte nie in mir. Aber schrecklich, schrecklich kam mir die Nachricht, daß Du das Leben verlieren solltest. An der Gerechtigkeit Gottes verzweifelte ich, Deine Richter verfluchte ich, und hätte ich auf Deinen Vater keine Rücksicht genommen, Dein Todestag wäre auch der meine geworden. Nur Stunden zürnte ich Dir, in der größten Zerrüttung meines Gemüths, als ich von Deiner Verbindung hörte, als es mir gewiß wurde, daß ich Dich verloren hatte, und das verzeihst Du mir. Bald, bald kehrte Liebe, Mitleid in mein Herz zurück. Mit den Planen, Dich zu retten, ging ich schwanger und mein Leben hätte ich gern für Deine Befreiung hingegeben. Soll ich Dir auch meine Freude schildern, die sich

meiner bemächtigte und mich überwältigte, als ich von Deiner Rettung hörte, das kann ich nicht."

„Ja, ja," entgegnete sie nach kurzem Schweigen, „es war ein schwerer, schwerer Traum, in den ich vergraben lag, aber Engel Gottes haben mich getröstet; vor dem Glanze der Religion, der immer lichter wurde, je mehr die irdische Hoffnung von mir wich, flohen die finstern Schreckgestalten, und keine Furcht und Angst quälte mich mehr. Auf Golgatha hin war mein Geistesblick gerichtet, wo der Unschuldigste blutete, der ein frommer Mann gewesen war. Was zur Erhebung und Veredlung meines Innern dient, das werde ich aus jener traurigen Zeit nie, nie

vergessen, es soll Balsam für meine Tugend werden, daß sie sich mehr stärke. Wahrlich, ich habe Kraft gewonnen, gelassen und geduldig die härtesten Schläge des Schicksals zu ertragen. Komm' lieber Carl, und begleite mich zum Grabe meiner Mutter, da will ich Gott und ihr ein Dank- und Thränenopfer bringen. Gab der Allgütige mir diese Mutter nicht, vergangen wäre ich in meinem Elende . . . Sie, sie hat's mich gelehrt, wie der Mensch sein Haupt empor richten muß zum Himmel, wenn die Bürde schwerer Leiden ihn zur Erde niederdrücken will. Ach! welch eine Frucht lassen die edeln Todten den Lebenden zurück, wenn diesen der bittere Schmerzenskelch gereicht wird!"

Als Carl mit Josephinen über den Hausflur hin, nach dem Grabe der Mutter gehen wollte, schlossen sich die Freunde an sie an. Auf dem Wege fragte sie mit wehmüthigem Lächeln: „Wer hat den Pfad zum Grabe meiner Mutter so mit Blumen bestreut? Der wußte es gewiß, daß ich ihn gehen würde.“ — „Das hat der gute Carl gethan,“ sagte Breton, als der Jüngling schwieg.

Josephine wandte sich nach ihm hin und sprach: „Es ist die Wonne edler Seelen, Andern den Pfad, der zum Grabe führt, mit Blumen zu bestreuen, es war Deine Wonne. Viele Dornen wuchsen auf meinem Lebenswege, sie haben mich tief verwundet; aber es ist

Einer der heilet, und diesem vertraue ich . . . ." Da sie die Blumen auf dem Grabe sah, welche in frischer Schönheit aus den in die Erde gesenkten Töpfen empor blühten, sprach sie zu Carl: „Was meinem Herzen lieb ist, das hast Du immer gethan. Welch ein schönes Sinnbild! Blühende Blumen auf einer Todtengruft! Hier verschwistert sich das Leben und der Tod! Verwesliches ist gesäet, daß Unverwesliches aus ihm hervorgehe."

Josephine war ganz in andachtsvolle Rührung versunken, als sie am Grabe der Mutter stand. „Ach!" so sagte sie, indem sie sich die Thränen von den Augen trocknete, „wärest Du nicht eine christliche, wahrhaft fromme

Mutter gewesen, so hätte ich meinen schweren Kampf nicht bestanden, einen solchen Sieg nicht davon getragen! Gelobt sey der Herr, der Deine Achtung gegen die Religion so unausrottbar in meine Seele pflanzte! O! wie selig sind doch alle Töchter zu preisen, denen Gott eine solche Mutter gab! Nichts trübt den Himmel ihrer Unschuld; weder Glück noch Unglück macht ihre Tugend wankend, die auf dem festesten Grunde erbauet ist! O! meine Mutter, wie werde ich Dir danken, wenn ich erst da bin, wo kein Schmerz und Leid, kein Tod und Scheiden mehr herrscht!"

Der Vater drückte Josephinen an sein Herz und sagte voll Wehmuth: „O! laß uns Eins seyn in der Liebe!

Keine Macht soll uns wieder trennen! Ein Wille, eine Neigung verbindet uns! Viel, viel hast Du gelitten! wenn ich's vermag, so will ich Dir durch Vaterliebe Deine Zukunft versüßen . . ."

Alle gingen voll Wehmuth, Dank und Freude von dem Grabe zurück und im Schlosse wurde ein hoher Festtag gefeiert.

Letzte Scene.

Finstere Wolken und Sonnenschein.

Agathe fühlte einen unwiderstehlichen Drang, die schwer geprüfte und bewährt erfundene, herrliche Josephine, ohne alle Zeugen zu sprechen, um von ihr zu hören und zu lernen. Sie gab ihr ihren Wunsch zu verstehen und Beide gingen nach dem Zimmer hin, wo Constantinens Bild hing. Nach einer herzlichen Umarmung sagte Agathe: „Fürwahr, theure Jose-

phine, wie ein verklärter Engel erscheinst Du mir! Durch welche Gluth der schmerzhaftesten Prüfungen bist Du gegangen; welch eine heldenmüthige Tugend, welch eine Gott ergebene Frömmigkeit hast Du gezeigt! Die Erde mit allen ihren Schätzen vermag es nicht, sie würdig zu belohnen. Wie so selig, wie groß und achtungswerth mußt Du Dir selber erscheinen! Wie wunderbar ist der Wechsel Deines Schicksals, vom Tode zum Leben! Der Mensch ist bestimmt, das verkündet mir Deine letzte Zeit, Hartes, Unbegreifliches zu erdulden; er muß gerettet werden aus augenscheinlicher Gefahr, wenn sich der Glaube in ihm unerschütterlich begründen soll, es herrscht eine Macht über ihm, die ihn beschirmt, erhält, wenn vor seinen Au-

gen alle Rettungsmittel verschwinden. Wie reich bist Du aus Deinem Gefängnisse gegangen, in das Dich die menschliche Verblendung führte. O! es ist mir unbegreiflich, wie der Major in der Stunde, wo er mit dem Tode rang, sich so versündigen und mit dem Verbrechen einer falschen Anklage wider Dich aus der Welt, zu dem gerechtesten Richter, hingehen konnte . . ." Hier schwieg Agathe.

Josephine nahm das Wort und sagte: „Ehe ich das unglückliche Leben mit dem Major lebte, wäre mir's auch ein Räthsel gewesen, die menschliche Lasterhaftigkeit in solch einer schauderhaften Größe mir zu denken, er, er hat mich diese schrecklichste aller Erfahrungen

gelehrt. Aber, schweige von ihm, ungern lasse ich mich an ihn erinnern. Ihm habe ich verziehen; er steht vor seinem Richter. Soll ich auf seine Erniedrigung meine Rechtfertigung bauen? Gewiß, ich beklage ihn, wenn ich ihn auch nicht von der Schuld frei sprechen kann. Seine Lage, selne Freunde, seine Abneigung gegen die Religion haben ihn zu dem gemacht, was er war. Wie selten ist die Menschentugend so geartet, daß sie Widerstand leistet. Ach! wie oft giebt sie nach . . ."

„Aber," fragte Agathe, „woher nahmst Du den Muth, die Kraft, das zweifelhafte, ungewisse Leben im Gefängnisse auszuhalten, auf Freiheit, Liebe und Theilnahme zu verzichten, und, bei

dem Bewußtseyn der Unschuld, von Tausenden Dich verdammt zu wissen?" — „Agathe, das fragst Du mich? Eine Nonne? Eine dem Herrn Geweihte? Mit einer kurzen Antwort kann ich Deine Fragen beantworten. Mit der Religion im Herzen werden uns die schwersten Siege über alle Feinde leicht; das reine Gemüth ist die Quelle eines unerschöpflichen Trostes; und die Achtung gegen uns selbst, stumpft die verwundende Schärfe der ungerechtesten Urtheile ab. Wie ruhig schied ich von einer Erde, auf der Wahrheit und Irrthum, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Tugend und Laster in diesem Gemenge ist! Der Glaube, daß ich zu meiner Mutter käme, war in mir ein gewisser. Unter dem Kreuze auf Golgatha stand

ich und wünschte es sehnlich, bald sagen zu können: „Es ist vollbracht, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!"

„Meine Josephine, wie erhaben stehst Du doch über Tausende Deines Geschlechts, die sich gewiß nicht wenig dünken, wenn sie die unvollkommnen Pflichten erfüllen. Mit Vorsatz habe ich nie gefehlt nach meiner bessern Tugend, die sich nicht in das Gemeine verliert und sich mit dem Scheine ohne die That begnügt, habe ich stets gestrebt; aber, das bin ich Dir eingeständig, mit Deinem Muthe hätte ich nicht gelitten und überwunden. Wer so, wie Du, durch die Wolken des Unglücks ging, wie Du, mit aufgerichtetem Haupte, dem leistet seine Geisteserhabenheit die

sichere Bürgschaft, daß ihm eine herrliche Zukunft aufgeht. Wie muß sich die unsterbliche Mutter über eine solche Tochter freuen! Sey meine Freundin, sey es ganz, Dein Umgang wird mich veredeln, Deine Liebe mich heiligen. Sehr glücklich fühle ich mich in Deiner Nähe!"

Beide umarmten sich, und weinten Thränen der innersten Rührung, als Breton und Carl ins Zimmer traten. „Aber," sagte der Vater, „wovon redet ihr doch, daß ihr Thränen weinet. Darf auch die Freude durch traurige Rückerinnerungen gestört werden? Der dankt dem Höchsten für seine Rettung nicht mit voller Seele, welcher sich seine Schmerzen so lebendig vergegenwärtigt, als ob er sie noch einmal leidet. Es

giebt ein frommes Vergessen überstandener Ungewitter, eine Weisheit, die durch den Rückblick in die angstvolle Vergangenheit, den Frieden, die Ruhe und alle Wonnen des Gemüths erhöht, und diese macht euch eigen. Siehe, meine Josephine, auf die Gegenwart, wo Dir Alles in voller Blüthe steht und rechne auf eine Zukunft, welche Dir herrliche Früchte tragen wird. Ach! wie bereit sind alle Deine Freunde, Dich gegen jedes rauhe Lüftchen zu schützen! Dein hartes Geschick hat auch uns veredelt, und zur Erfüllung aller Pflichten der Liebe gegen Dich, sind wir aufgelegt. Komm mit in die Gesellschaft, Du bist noch nicht stark genug, die Einsamkeit zu ertragen . . ." Mit wehmüthigem Lächeln ergriff Carl ihre Hand

und sagte: „Liebe Josephine, komm mit uns.“ — „Ich folge Dir gern,“ sagte sie, und trocknete sich eine Thräne ab.

Die Gesellschaft hatte eine frohe, zugleich aber auch eine ernste Stimmung. Jeder war um Stoff bemüht, die Gemüther heiter zu stimmen, aber es gelang Keinem. Das Herzangreifende, Erschütternde hallte in den theilnehmenden Seelen noch nach, und Einer war's dem Andern nicht eingeständig, was er empfand. Am tiefsten war Josephine gerührt, die es durch die redendsten Beweise der Liebe wahrnahm, wie theuer ihr Leben, ihre Freiheit, ihre unbezweifelte Unschuld und ihre Rettung Allen war, und wie sie das er-

kannte und empfand, das gab sie ihnen mit vollem Danke zu verstehen.

Antonie blieb bei Josephinen in Vevée. Breton verlangte es ausdrücklich, daß Carl den Abschied als Militair nehmen, zu seinen Eltern zurückkehren sollte und er gab ihm das Versprechen, ihm jährlich ein Gehalt zu zahlen, von dem er, seinem Stande gemäß, leben könne. Als er sich weigerte, diesen Jahrgehalt anzunehmen, und vorher ehrlich gestand, daß die Lust zum Soldatenstande so ganz in ihm erloschen sey, sagte Breton: „Du bist mein Sohn, willst Du mich nicht zu Deinem zweiten Vater annehmen? Wäre mein ganzes Vermögen nicht Dein Eigenthum gewesen, wenn ich meine Josephine

verlor? Sträube Dich nicht gegen mein Anerbieten, wenn Du meinem Herzen nicht weh thun willst. Es ist der liebste Wunsch meines Lebens, daß Du Dich mit meiner Tochter verbindest. Zum Verbrechen kannst Du ihr ihre frühere Verheirathung nicht anrechnen, sie war mir gehorsam und unterwarf sich, nur zu folgsam, meinem Willen. Dein ganzes Betragen verräth mir's nur zu deutlich, daß eine zärtliche Neigung gegen sie in Dir noch nicht erloschen ist, wenn ich sie nicht für die Aeußerung des bloßen Mitleids halten muß. Daß sie selbst für jetzt von dem Geheimnisse noch nichts erfährt, das wirst Du natürlich und klug finden müssen. Viele Wellen der Unruhe und Angst wallen noch in ihrer Seele, die sich gelegt haben müssen,

wenn das Gefühl der Liebe in ihr Inneres wieder einkehren soll. Es fehlt ihr auch der leichte Sinn, welcher ohne Bedenken und Zaudern den Schritt aus dem Gefängnisse in die Brautkammer thut. Du kennst nun meine Meinung, zu seiner Zeit, wenn Du an mich keine Frage und Bitte früher thust, werde ich mich Dir näher erklären . . ."

Lebrüne konnte nicht anders, als daß er seinem väterlichen Freunde für die große Güte, für das liebevolle Vertrauen herzlich dankte. Als Breton zu Carls Vater sagte: „Dein Sohn wird um seinen Abschied vom Militair anhalten," erwiederte dieser: „er kann frei handeln; aber, was wird er mit seiner Zeit machen? Jeder Mensch muß irgend

ein Geschäft treiben, wenn er sich nicht selbst zur Last werden soll. Hätte ich Güter zu verwalten, wie Du, so würde er mir sehr nützlich seyn können." — „Nun," erwiederte Breton, „es ist gut, daß ich die Güter habe und erlauben wirst Du's wohl, daß ich ihn zu meinem Oberaufseher mache. Carl, willst Du das werden?" — Lächelnd erwiederte er: „Wenn Sie's mich erst gelehrt haben, wie ich's seyn muß, recht gern . . ." Josephine sagte leise zu ihm, als sie vor ihm vorüberging: „Du machst Dich vom Soldatenstande los. Sey dem Vater gefällig. Er liebt Dich sehr."

Auch Carl blieb in Vevée, als seine Eltern abreiseten, so wollte es Bre-

ton. Auf die Verlängerung seiner Urlaubsfrist rechnete er mit Gewißheit. „So nimmst Du uns ja beide Kinder," sagte Lebrüne zu seinem Freunde; „aber wer kann Dir und Josephinen eine Bitte abschlagen. Du hast mich zu Deinem größern Schuldner gemacht, als ich's vorher war."

Diese letzten Worte bezog Lebrüne darauf, daß Breton ihm den Schuldschein über das Kapital zurückgab, das er ihm geliehen hatte, was jener auf seine dringende Bitte endlich unter der Bedingung annahm, daß es zur Vermehrung des Brautschatzes für Antonien dienen solle. Breton sagte ihm auch: „Carl ist mein Sohn, für seine Ausgaben sorge ich allein. Ist er so

weit, daß er wirthschaften gelernt hat, so trete ich ihm mein einträglichstes Nebengut auf Lebenszeit ab, ohne daß er Pacht erlegt. Wer gefehlt hat, der findet seine einzige Beruhigung nur darin, daß er das angerichtete Böse, so viel in seinen Kräften steht, wieder gut zu machen sucht.“

Oefter war Carl in Vevée, als ihn seine Militairverpflichtung nicht mehr band; aber man fand es nicht für gerathen, daß er dahin oder auf ein anderes Gut in der Nähe zog, welches dem Herrn von Breton gehörte.

Josephine verheimlichte es ihrem Vater so wenig, als Antonien, daß sie gegen Carl eine hohe Achtung hege;

aber von Liebe und einer zärtlichen Neigung gegen ihn, sprach sie nie. Sie selbst glaubte es, daß er sie seiner Werthschätzung nicht unwürdig halte, daß er's ihr verziehen habe, wenn sie mit zu raschem und willigem Nachgeben sich in den Befehl des Vaters fügte, und dem Major ihre Hand gab. Daß Lebrüne noch daran denke, mit ihr in ein eheliches Bündniß zu treten, dachte sie von ihm nicht. Der Entschluß war von ihrer Seite auch gefaßt, in ehelosem Stande ihre Tage zu beschließen. Was der Vater und Antonie dagegen sagten, kam ihr räthselhaft und dunkel vor.

In sich gekehrter und niedergeschlagen verließ Carl an einem Nachmittage Vevée und sagte, daß er für eine lange

Zeit nicht wieder kommen werde. Warum willst Du Dich so lange entfernt halten?" fragte Josephine. „Ist Dir's denn nicht klar, daß uns Deine Nähe so willkommen ist, daß wir sie wünschen, und fühlst Du Dich denn so unwohl bei uns?" Mit den Worten: „Josephine, es ist Zeit, daß ich an die Heilung meines Herzens denke, ehe sich's verblutet," nahm er Abschied von ihr und gab ihr auf die andern Fragen, die sie noch an ihn that, keine Antwort.

„Ach!" sagte Josephine, als Antonie allein bei ihr war, „gewiß wäre ich mit Deinem Bruder die glücklichste Gattin geworden; aber so wollte es der Himmel nicht. Er ruft die heitern Bilder der Vergangenheit zurück und die

Gegenwart ist's, die ihn zu quälen scheint. Große Opfer könnte ich ihm bringen, um seinen trüben Sinn aufzuheitern. Sehr viel hat er für mich gethan, seine Theilnahme war die herzlichste. Liebe Antonie, so wie ich jetzt bin und mich fühle, finde ich keine Kraft, kein Mittel in mir, wenn er einen Wunsch hegen sollte, der auf eine Verbindung mit mir hinzielt, diesem zu genügen. Zu einem Frohsinn, der nicht fehlen darf, wenn wir glücklich machen wollen, kömmt der nicht wieder, der durch eine solche Unglücksnacht gegangen ist, als ich." — Antonie erwiederte: „Die Zeit heilt die tiefsten Wunden und löscht die Flammen eines brennenden Schmerzes. Erwarte Deine Umwandlung nicht zu rasch und schnell.

Du hast mich durch Deine Geständnisse dahin gebracht, daß ich Dir noch länger ein Geheimniß nicht verschweigen darf, was mir, wie eine schwere Bürde, auf der Seele lastete. Carl liebt Dich, so herzlich und innig, wie er Dich je geliebt hat; die Furcht, daß Du Dich nie zu einer Verbindung mit ihm entschließen wirst, peinigt ihn. Er kann ohne Deinen Besitz auf Erden nicht glücklich seyn. Wie würde er bestrebt seyn, die letzten Spuren Deines Grams aus Deiner Seele zu verwischen! Meinst Du, daß er's Dir nicht verziehen hat, daß Du Ameil Deine Hand gabst? Wie würde er sich so in Deiner Nähe gehalten, wie würde er so die liebevollste Neigung gegen Dich, zu einer Zeit bewiesen haben, als er an Deinen schau=

verhaften Tod glauben mußte, wenn er Dir nicht mit voller Neigung zugethan war? Liebe Josephine, laß mich's ihm sagen, daß Dein Herz nicht kalt gegen ihn, daß es ihm nicht abgeneigt ist; o! laß mich's ihm sagen, daß Du entschlossen bist, seine Gattin zu werden! Zweifelst Du noch an der Güte, an der Zärtlichkeit und Tugend eines Jünglings, von dem Du solche Proben der Tugend weißt? Was kann Dich binden, ihn glücklich zu machen und glücklich mit ihm zu werden? Ist es nicht der Wunsch Deines Vaters, daß . . ."

„Schweige, schweige, theure Antonie," sagte sie, „laß mich allein, daß ich zu mir selbst komme . . ." Antonie erzählte Breton Alles wieder, was sie

mit Josephinen geredet hatte. „Wir dürfen nicht länger zögern," sagte dieser, „es muß endlich zur Entscheidung kommen. Länger kann ich Deinen Bruder in dieser Ungewißheit auch nicht hinschmachten lassen . . ." Er ging auf der Stelle zu seiner Tochter und sprach: „Josephine, wenn Du Carln achtest und liebst, warum willst Du ihm das nicht gestehen? Wäre es denn eine Sünde, wenn Du ein Unrecht wieder gut machst, was ich an ihm begangen habe? Und wirst Du in Deinem Gemüth nicht selbst ruhiger werden, wenn Du seine theuersten Wünsche erfüllst?"

Sie hatte noch keine Antwort gegeben, als Carl mit seiner Schwester ins Zimmer trat, die ihm die Unterredung, welche sie mit Josephinen hatte, in aller Kürze mittheilte. Er ergriff Antonien bei der Hand und sagte: „Folge mir, es muß heute entschieden

werden, ob ich für immer auf Vevée bleiben, oder mich auf ewig von ihm trennen soll."

Mit der Miene eines Menschen, der einen muthigen Entschluß ausführen will, erschien er vor Breton und seiner Tochter und sprach: „Vater, Sie haben nichts gegen meine Verbindung mit Josephinen, und Du, die ich liebte, seit mein Herz der zärtlichsten Gefühle fähig ist; die Du mir das Wort der festesten Treue einst gabst; Du, um die ich zahllose Nächte in Kummer durchwachte; Du, für die ich zitterte; Du, die ich in meinem Herzen als den höchsten Schàtz des Lebens trage; Du könntest mir die Hand zu einem Bunde verweigern, der auf eine unwandelbare Tugend gegründet ist? Kein Wort zwinge ich Dir ab, rede frei; aber in diesem Augenblicke laß mich Dein Ja oder Nein hören. Auf der Folter der Ungewiß-

heit darfst Du mich nicht länger liegen lassen! Hättest Du weniger Mitleid für mich, als ich für Dich bewies?"

Thränen rollten von Josephinens Wangen und mit unendlicher Rührung sagte sie: „Gott hat meine Unschuld ans Licht gebracht, er kennt meine Liebe zu Dir, nimm mich ganz hin, mein Carl, ich bin ewig Dein, und keine Welt soll uns trennen! . . ." Beide lagen einander schweigend in den Armen und Breton sagte: „Vater im Himmel, Du bist gerecht, Du lohnst die Tugend! Constantine, könnte ich mich mit Dir über solche Kinder freuen!"

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedruckt bei G. Basse.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arnold, Ignaz Ferdinand,

Die Giftmischerin oder die Geheimnisse des Grabes

Bd.: 2

Quedlinburg [u.a.] (1822)

P.o.germ. 2059-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129528-6